IDS

SPRACH REPORT

4. Quartal

4/94

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

NEUE ARMUT UND ORGANISIERTES ERBRECHEN

Zur Linguistik der Dreiviertelgesellschaft

von Hardarik Blühdorn und Wiebke Hennig

Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich mit einem aktuellen Autoaufkleber, der einer detaillierten linguistischen und kommunikationswissenschaftlichen Analyse unterzogen und in bezug auf seinen gesellschaftlichen Kontext in der Bundesrepublik Deutschland 1993/94 kritisiert wird.

Haben Sie ihn auch schon gesehen? Den dunkelblauen, tiefergelegten, breitbereiften BMW, sorgfältig poliert, mit dem smarten Jüngling am Steuer, an dessen Heck, gleich neben dem Namenszug des Herstellers, auf einem schmucklosen Sticker gedruckt steht:

Eure Armut kotzt mich an

Die Hamburger Wochenzeitung DIE ZEIT berichtete in ihrer Ausgabe vom 12. November 1993 (S. 22) über Erfindung und Vermarktung dieses Aufklebers, wobei der zuständige Redakteur zwischen den Zeilen eine vage Bereitschaft erkennen ließ, ein derartiges Produkt und die gesellschaftlichen Zusammenhänge, in denen es vorkommt, kritisch zu hinterfragen. Mehr als eine vage Bereitschaft allerdings nicht.

Wir haben den Aufkleber auch gesehen, nicht nur auf BMWs. Schockiert hat uns, daß der Geschäftsführer der Essener Firma, die ihn vertreibt, seine Aufschrift im

Inhalt

Neue Armut und organisiertes Erbrechen von Hardarik Blühdorn und Wiebke Hennig S. 1

Impressum S. 3

Neue Bücher S. 5, 20

Das IDS auf dem Germanistentag in Aachen S. 7

Tagungshinweis S. 8

Die Sprache der politischen Ökologie von Hermann H. Dieter S. 9

Engleutsch von Gerhard Stickel S. 13

Ein neues Wörterbuch – The Usage Dictionary of Anglicisms in Selected European Languages von Manfred Görlach S. 14

Sprachglossen S. 16,19

Zum Tod von Heinz Rupp von Horst Sitta S. 17

Die Reihe »Studienbibliographien« – Hilfe für die Hochschulpraxis von Manfred W. Hellmann S. 17

Zum Stand der Bemühungen um eine Reform der deutschen Orthographie von Klaus Heller S. 18

Interview mit dem ZEIT-Redakteur als »witzig und geistreich« einstufte. Dieser Kennzeichnung wollen wir im folgenden mit linguistischen bzw. kommunikationswissenschaftlichen Mitteln etwas genauer nachgehen und herauszuarbeiten versuchen, worin genau hier das Witzige und Geistreiche besteht.

Autoaufkleber als Kommunikationsmittel

Autoaufkleber erfreuen sich seit mindestens zwanzig Jahren massenhafter Verbreitung. Ihr Aufkommen hängt vermutlich zusammen mit der Schüler- und Studentenbewegung der späten sechziger Jahre. In der Anfangsphase wurden sie überwiegend von non-konformen Angehörigen der jungen Generation verwendet. Aus dieser Zeit stammt der Scherz von der Rostlaube, die nurmehr von Aufklebern zusammengehalten wird. Mit der rasch einsetzenden Kommerzialisierung wurden Autoaufkleber aber zunehmend salonfähig. Inzwischen findet man sie auf Fahrzeugen aller Typen und Preisklassen, fast unabhängig vom Alter und der Gruppenzugehörigkeit des Halters. Eine gewisse Tendenz zu (gewöhnlich harmlos) nonkonformen Ausdrucksmitteln hat sich dabei bis heute erhalten. Dagegen scheint die Mode, eine große Zahl von Aufklebern auf einem einzigen Auto zu sammeln, abgeebbt zu sein.

Autoaufkleber dienen als Zeichenträgermedien in Kommunikationsereignissen. Allerdings handelt es sich um Kommunikationsereignisse untypischer Komplexität. Diese rührt von den Produktions- und Distributions-Bedingungen her, denen Aufkleber unterliegen. Denn Aufkleber sind Massenware. Sie werden von Spezialisten entwickelt, industriell gefertigt, als Reklame verteilt oder gewinnbringend vertrieben. Ein normaler kommerzieller Distributionsweg verläuft über eine Tankstelle, einen Kiosk, die zuständige Abteilung eines Kaufhauses o.ä., wo ein Kunde den Aufkleber für den Eigengebrauch oder für Dritte erwirbt, und endet auf einer beliebigen Oberfläche, in unserem Fall auf dem Lack eines Fahrzeugs. Der bevorzugte Ort für die Anbringung ist hier das Heck. Das läßt vermuten, daß der Empfänger hauptsächlich als Fahrer oder Beifahrer in einem nachfolgenden Fahrzeug erwartet wird, etwa in der Schlange an einer Ampel.

Die Gruppe der möglichen Empfänger ist maximal unbestimmt und für den, der einen Aufkleber verwendet, kaum kalkulierbar. Umgekehrt kann ein Aufkleber-Leser im allgemeinen den Sender nicht identifizieren. Er kann zwar in einem allgemeinen Sinne annehmen, daß vor allem der Halter des Fahrzeugs, auf dem der Aufkleber haftet, als solcher in Frage kommt, aber erstens kennt er diesen ja gewöhnlich nicht (der gegenwärtige Fahrer, sofern er ihn zu Gesicht bekommt, muß nicht mit dem Halter identisch sein), zweitens ist es durchaus möglich, daß der Halter den Aufkleber nicht selbst ausgesucht und womöglich nicht einmal selbst angebracht hat, und drittens hat der Halter den Aufkleber wahrscheinlich nicht selbst angefertigt, so daß als potentielle Sender noch die Herstellerfirma sowie möglicherweise ein Autor der Aufschrift im Hintergrund zu berücksichtigen sind. Bei der gewöhnlichen Aufkleber-Kommunikation kommen die Kommunikationspartner demnach kaum miteinander in Kontakt. Mit der Nicht-Identifizierbarkeit des Senders geht unter anderem die Besonderheit einher, daß der Empfänger nur schwer und sehr indirekt auf einen Aufkleber reagieren kann. In diesem Sinne ist Aufkleber-Kommunikation Einwegkommunikation und Kommunikation ohne Verantwortlichkeit.

Im Rahmen von Kommunikationsereignissen können Texte eingesetzt werden, um fünf (unterschiedlich miteinander kombinierbare) Grundfunktionen zu erfüllen (vgl. Jakobson 1960; Blühdorn 1993 a: 21 ff.):

(i) um Kontakt zu einem Kommunikationspartner aufzubauen (phatisch),
(ii) um dem Kommunikationspartner subjektive Einstellungen zu übermitteln (expressiv),
(iii) um Handlungen des Kommunikationspartners zu steuern (konativ),
(iv) um dem Kommunikationspartner ästhetische Werte zu vermitteln (poetisch),
(v) um den Kommunikationspartner zu informieren (informativ).

Für Autoaufkleber sind vor allem die Funktionen (i) bis (iv) typisch, während (v) eine eher untergeordnete Rolle spielt.

Thematisch kann man mindestens vier große Bereiche ausweisen, die in der Autoaufkleber-Kommunikation eine Rolle spielen. Dazu gehören:

(a) der Bereich des Straßenverkehrs und des Reisens,
(b) der Bereich der Freizeit und der Unterhaltung,
(c) der Bereich des interpersonalen Alltagsverkehrs,
(d) der Bereich der Politik.

Eine aussagekräftige Typologie der Autoaufkleber läßt sich aus einer Kreuzklassifikation gewinnen. Im thematischen Bereich (a) kommen besonders häufig Aufkleber mit expressiver Funktion (Bekundung von Sympathie für bestimmte Orte, bekannt etwa die Silhouette der Insel Sylt), mit konativer Funktion (Aufforderungen zum Abstandhalten, *Bitte nicht hupen!* etc.) und mit informativer Funktion vor (Nationalitätskennzeichen, aber z.B. auch Sammlungen von Aufklebern touristischer Ziele, um dem Empfänger mitzuteilen, welche Orte mit dem betreffenden Fahrzeug schon besucht wurden).

Im Bereich (b) spielen Aufkleber mit expressiver Funktion (Sympathiebekundungen zugunsten von Fußballvereinen, Popgruppen, Radiosendern etc.), Aufkleber mit konativer Funktion (vor allem kostenlose Reklame-Aufkleber, die zu einem bestimmten Konsumverhalten auffordern) sowie Aufkleber mit poetischer Funktion (Wortspiele, Sprichwörter, Sentenzen etc.) eine wichtige Rolle.

Im Bereich (c) sind Aufkleber mit phatischer Funktion (Aufschriften wie *Hallo Partner* etc.), mit expressiver Funktion (*I'm too sexy!*, *Mein Herz ist frei.*) und mit konativer Funktion (*Mach mich nicht an.*) verbreitet.

Im Bereich (d) schließlich findet man regelmäßig Aufkleber mit expressiver (z.B. Partei- oder Verbandskennzeichen als Zugehörigkeitsausweis), konativer (*Schützt die Nordsee!*) und poetischer (*Mein Auto fährt auch ohne Wald. REP =DEPP* etc.) Funktion.

Der Witz vieler Aufkleber besteht darin, daß mit Mehrdeutigkeiten und Übergängen zwischen den Textfunktionen und thematischen Bereichen gespielt wird. So verwischt etwa der Text *Nicht so nah. Ich kenne Sie doch kaum.* gezielt die Grenze zwischen Straßenverkehr und interpersonalem Alltagsverkehr. Indem außerdem konative Funktion (Aufforderung im ersten Satz) und expressive Funktion (Selbstkennzeichnung im zweiten Satz) in einer Kausalkette verknüpft werden, erhält der Empfänger die Möglichkeit, die Aufforderung auf zwei verschiedenen Wegen zu befolgen: entweder indem er Abstand hält oder indem er zu erreichen versucht, daß der Sender ihn kennenlernt, damit er anschließend die Erlaubnis zum Näherkommen erhält.

Armut als Zeichen

Im folgenden möchten wir die Analyse des Aufkleber-Spruchs *Eure Armut kotzt mich an.* mit einer differenzierteren Betrachtung seiner lexikalischen Bestandteile *Armut, ankotzen, euer-* und *mich* beginnen.

Armut wird im Duden-Universalwörterbuch definiert als »Armsein, Mittellosigkeit, Bedürftigkeit« (Duden 1989: 142) und *arm* entsprechend als »ohne (genügend) Geld zum Leben, wenig besitzend, bedürftig, mittellos« (ebd.: 140). Das prototypische Gegenwort zu *arm* ist *reich*, was unter anderem in der Existenz der Zwillingsformel *arm* und *reich* deutlich wird. Reichtum definiert das Universalwörterbuch als »großen Besitz, Ansammlung von Vermögenswerten, die Wohlhabenheit und Macht bedeuten« (ebd.: 1234) und reich

entsprechend als »viel Geld und materielle Güter besitzend, Überfluß daran habend« (ebd.:1233).

In der Realität der meisten europäischen Gesellschaften ist die Masse der Bevölkerung weder arm noch reich. Während aber an der Existenz einer reichen Elite nie ernsthaft gezweifelt wurde, behauptete die offizielle Selbstdarstellung für die Bundesrepublik Deutschland nach der Überwindung der Nachkriegsnot von Anfang der sechziger bis in die siebziger Jahre hinein, daß dank dem System der sozialen Absicherung Armut nicht mehr oder kaum noch vorkomme (vgl.: Hauser/Neumann 1992: 238 ff.; Leisering 1993: 304). Seit dem Ende des sogenannten Wirtschaftswunders in den siebziger Jahren wurde diese Sichtweise nach und nach korrigiert und ist im öffentlichen Bewußtsein inzwischen der Einsicht gewichen, daß Armut als sogenannte »Neue Armut« (Geißler 1976: 26 ff.; Balsen et al. 1985) wieder und weiterhin existiert.

Sozialwissenschaftler untersc heiden üblicherweise zwischen absoluter und relativer Armut (vgl. Hauser/Neumann 1992: 245 f.). Als absolut arm gilt, wer über weniger materielle Ressourcen verfügt, als notwendig sind, um das anerkannte Existenzminimum an Wohnung, Kleidung und Ernährung sicherzustellen. Dieser Typ der Armut ist heute vor allem in Ländern der sogenannten Dritten Welt verbreitet; in westlichen Industrieländern spielt er eine eher untergeordnete Rolle. Als relativ arm gilt derjenige, dessen verfügbare Ressourcen in einem bestimmten Maß unter dem in der Bezugsgesellschaft gültigen Durchschnitt liegen. Der Terminus *absolute Armut* ist, streng genommen, irreführend, da beide Typen letztlich über Relationen definiert sind. *Arm* und *Armut* sind Bewertungsbegriffe und als solche inhärent relativ (vgl. Blühdorn 1993 a: 241 ff.).

Während man in den siebziger und achtziger Jahren davon ausging, daß Armut in Deutschland hauptsächlich eine fest umrissene gesellschaftliche Gruppe betrifft, die dauerhaft vom sozialen Geschehen ausgegrenzt wird, ist man in jüngerer Zeit zu differenzierteren Beschreibungen gelangt (vgl. Hauser/Neuann 1992: 244 f.; 260 f.). Demnach betrifft Armut heute potentiell einen relativ großen Anteil der Bevölkerung im Bereich von etwa 25 %. Dabei spielt die Variante der manifesten Dauerarmut allerdings nur eine untergeordnete Rolle, während eine verhältnismäßig große Bevölkerungsgruppe sich in wechselnder Nähe zur Armutsgrenze bewegt, unter die der Einzelne gelegentlich für kürzere Zeiträume abrutscht, über die er bei entsprechender Anstrengung aber auch wieder hinauszukommen vermag. Im Einzugsbereich der Armut gibt es besondere Risikogruppen, von denen die mit Abstand wichtigste die Arbeitslosen sind. Daneben unterliegen Ausländer (vor allem Asylbewerber), alleinerziehende Mütter und Väter sowie Familien mit mehr als zwei Kindern einem erhöhten Armutsrisiko (vgl. Beck 1993: 281, 283 ff.).

Interessant ist die in jüngeren Untersuchungen zunehmend hervortretende Ansicht, daß der Einzelne Möglichkeiten hat, sein Abrutschen unter die Armutsgrenze durch entsprechendes gesellschaftliches Verhalten zu vermeiden bzw. sich durch eigene Bemühung wieder aus der Armut zu befreien (vgl. Leisering 1993: 298 ff.). Sie steht im Widerspruch zu der Interpretation von Armut als Schicksalsschlag, den der Betroffene nicht selbst zu verantworten hat. Tatsächlich wird sie vielen individuellen Alltagserfahrungen im Umgang mit Armut besser gerecht. Vor allem aber ordnet sie sich bruchlos in den Argumentationszusammenhang ein, demzufolge derjenige, der arm ist, darin die Konsequenzen seines eigenen sozialen Versagens trägt, während derjenige, der sich sozial angepaßt verhält, nicht arm wird. Dieser Argumentationszusammenhang spielt in Deutschland vor allem im Hinblick auf die Risikogruppe der Arbeitslosen eine wichtige Rolle.

Es ist ja bekannt, daß ein gewisses Maß an Arbeitslosigkeit unter dem Stichwort »Arbeitsmarktreserve« in kapitalistischen Gesellschaften durchaus gewünscht wird (vgl. Rothschild 1988: 56 f.). Wenn die Möglichkeit besteht, die einzelne Arbeitskraft im Bedarfsfall durch eine bereitstehende andere Arbeitskraft zu ersetzen, müssen sich Willfährigkeit und Leistungsbereitschaft zwangsläufig erhöhen. Umgekehrt gilt ein gesellschaftlicher Zustand, in dem dieses Mittel der Motivationssteuerung nicht besteht, als gefährdet. So wird etwa das wirtschaftliche Scheitern des sozialistischen Ostblocks stets über motivationsbedingte Leistungsschwäche erklärt.

Spätestens hier wird deutlich, daß Armut in einem komplexen Kommunikationszusammenhang Zeichencharakter hat. Sie ist ein Zeichen, das die Gesellschaft an einigen ihrer Mitglieder anbringt bzw. durch eigens mit entsprechender Kompetenz ausgestattete Gesellschaftsmitglieder oder Institutionen anbringen läßt. Mit dem Zeichen werden zwei Botschaften übermittelt. Erstens wird über den einzelnen Zeichenträger mitgeteilt, daß er sich in einer Weise verhalten hat, die seinen sozialen Abstieg nicht verhinderte, und daß er sich gegenwärtig in einer Weise verhält, die seinen Wiederaufstieg noch nicht herbeigeführt hat. Hier ist der Zeichenträger somit gleichzeitig Kommunikationsgegenstand. Zweitens ergeht an andere Gesellschaftsmitglieder, insbesondere aus dem Umfeld der Risikogruppen, indirekt die Aufforderung, sich anders zu verhalten als der Zeichenträger, verbunden mit der Androhung, daß sonst ebenfalls sozialer Abstieg die Folge sein könnte.

Die Auffassung, daß Reichtum der verdiente Lohn für Tüchtigkeit und Armut die verdiente Strafe für Untüchtigkeit sei, findet sich in sozialdarwinistischen Modellen verschiedener Couleur, aber auch etwa im evangelisch-puritanischen Denken. Im übrigen gilt Armut nach der jüdisch-christlichen Ethik-Tradition, die bis heute (teilweise durchaus unbewußt) das gesellschaftliche Zusammenleben einschließlich des dazugehörigen individuellen Denkens, Fühlens und Handelns in Deutschland (wie im größten Teil Europas und Amerikas) beeinflußt, aber vor allem als eine Aufforderung zu Solidarität und Hilfe: »Wer sich der Armen erbarmt, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten.« (Spr. 19, 17) »Was ihr getan habt einem unter diesen, meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. (...) Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.« (Matth. 25, 40/45) Hinsichtlich ihrer Entstehung wird Armut hier oft mehr oder weniger unkritisch mit dem Schicksal in Verbindung gebracht und lediglich ihre Milderung durch barmherzige Nächstenliebe in den Zuständigkeitsbereich menschlichen Handelns eingeordnet.

Dieser Hintergrund ist zweifellos mitzuverstehen, wenn *Solidarität* neben *Freiheit* und *Gerechtigkeit* von allen traditionellen Parteien in der Bundesrepublik als einer der zentralen Grundwerte der Sozialethik anerkannt wird (vgl. Schütte 1992: 465 u.ö.). Er ist bis in die Wörterbuch-Definition von *Armut* hinein zu verfolgen, wenn *Armut* als *Bedürftigkeit* erklärt wird, denn *Bedürftigkeit* ist, anders als *Mittellosigkeit*, seinerseits ein ergänzungsbedürftiges Substantiv, das attributiv vervollständigt werden muß. Wenn wir von jemandem sagen, er sei bedürftig, so schließt sich unmittelbar die Frage an, wessen er bedürftig sei. Im Falle des Armen kann zum einen im materiellen Sinne geantwortet werden, er sei einer Verbesserung seiner Einkünfte bedürftig, zum anderen aber im sozialen

Impressum

Herausgeber: Institut für deutsche Sprache, Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim.
Redaktion: Dieter Herberg (Leitung), Ulrike Haß-Zumkehr, Eva Teubert, Annette Trabold
Redaktionsassistenz: Melanie Gallo
Druck: dvs Druck + VerlagsService GmbH, Mannheim – ISSN 0178-664 X

Auflage: 2000
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Jahresabonnement: DM 16,–;
Einzelheft: DM 5,–.
Bezugsadresse:
Institut für deutsche Sprache, Postfach 10 16 21, 68016 Mannheim
Tel. 06 21/15 81-0

Sinne, er sei der Solidarität und Hilfe anderer bedürftig.

Allerdings ist weder das religiöse Barmherzigkeits- noch das sozialpolitische Solidaritätsgebot eine Aufforderung zur reinen Selbstlosigkeit. Das Barmherzigkeitsgebot wird, wie die angeführten Bibelzitate zeigen, oft sehr direkt mit einem Belohnungsversprechen an den Hilfsbereiten verbunden, und ebensooft mit einer Bestrafungsandrohung an den Hilfsunwilligen, so daß derjenige, der den Armen hilft, dies in dem Bewußtsein tun kann, daß er letztlich sich selbst damit nützt. Im religiösen Kontext ist dieser Grundsatz meist metaphysisch verstanden worden.

In der Politik spielen dagegen für gewöhnlich ganz handfeste materielle Überlegungen die Hauptrolle. Sozialpolitisches Solidaritätsdenken, wie es in westlichen Industrieländern stattfindet, wird durch die Absicht motiviert, potentielle Konfliktherde zu entschärfen (Armut als »sozialer Sprengstoff«) und so die gesamtgesellschaftliche Stabilität zu sichern (vgl.: Schütte 1992: 464 f.). Eine solche Strategie verlangt eine genau kalkulierte Abwägung zwischen Kosten und Nutzen: Zu wenig Solidarität würde möglicherweise das System gefährden, zu viel Solidarität wäre unökonomisch. Bei der Armut gilt das Umgekehrte: Zu viel wäre systemgefährdend, zu wenig wäre unökonomisch. Der sozialpolitische Solidaritätsbegriff ist daher kompliziert und schillernd und nur auf der Grundlage erheblicher Vorkenntnisse wirklich verständlich. Er ist kaum geeignet, individuelle Begeisterung und emotionales Engagement freizusetzen.

Daneben ist in der Politik aber ein weiterer Solidaritätsbegriff gängig, der weniger komplex und daher leichter verständlich ist. Er ist nicht im gesamtgesellschaftlichen Kontext, sondern bloß im Zusammenhang der Interessengruppe anzuwenden, beruht auf der Erfahrung, daß gemeinsame Ziele am effizientesten gemeinsam verfolgt werden, und besagt nicht mehr, als daß man mit seinesgleichen zusammenhalten soll. Dieser einfachere Solidaritätsbegriff spricht persönliche Emotionen viel stärker an, weil er die Aussicht auf Verständnis und Geborgenheit mit sich führt.

Es gibt schließlich noch einen dritten Sinn, in dem Armut Zeichencharakter haben kann. Unter Berufung auf das biblische Gebot der Christus-Nachfolge ist nämlich, vor allem in der katholischen Kirche, verschiedentlich die Forderung formuliert worden, bewußt ein Leben in Armut zu führen (so etwa bei Franz von Assisi). In den sogenannten Seligpreisungen (in der Version bei Lukas) heißt es: »Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer.« (Luk. 6, 20). Demgegenüber gilt Reichtum als moralisch bedenklich: »Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.« (Matth. 19, 24)

Während in den bisher besprochenen Kommunikationszusammenhängen der einzelne Arme überwiegend als Zeichenträger und Kommunikationsgegenstand vorkam, kaum dagegen als Sender oder Empfänger, hat Armut hier nun den Status eines selbst hervorgebrachten Zeichens, d.h.: Der Zeichenträger ist zugleich der Zeichenproduzent. Die Botschaft, die er übermittelt, hat wiederum zwei Seiten. Zum einen fordert er durch sein Beispiel Mitglieder aller Gesellschaftsgruppen auf, sich ebenfalls für ein Leben in Armut zu entscheiden und damit Jesus nachzufolgen. Zum andern werden diejenigen Gesellschaftsmitglieder, die der Aufforderung nicht folgen, insbesondere wenn sie zur Elite der Reichen gehören, indirekt kritisiert. Auch hier wird demjenigen, der das Gebot befolgt, gewöhnlich spätere Belohnung, demjenigen, der es nicht befolgt, dagegen Strafe in Aussicht gestellt.

Es ist wichtig zu sehen, daß in diesem Zusammenhang unter Armut nicht genau das gleiche verstanden wird, wie in den bisher besprochenen Kontexten. Das Armutsideal propagiert kein Leben im Elend, sondern ein Leben, das freiwillig auf das Notwendige beschränkt wird. Hier spielt der Gedanke hinein, daß es letztlich die Reichen sind, die durch Aneignung von Besitz und übermäßigen Konsum die Armut anderer erst hervorbringen, weil nämlich die der Gesamtgesellschaft zur Verfügung stehenden Ressourcen nicht ausreichen, um allen Mitgliedern ein Leben in Reichtum zu ermöglichen. Arm-Sein bedeutet also hier Nicht-reich-Sein.

Armut erweist sich somit als ausgesprochen vieldeutige Größe im gesellschaftlichen Zeichenverkehr. Sie kann als unbeeinflußbarer Schicksalsschlag, selbstverschuldetes Unglück oder freigewählter Tugendstand, als Denunziation ihres Trägers, Aufforderung zur Abhilfe oder Denunziation des Nicht-Trägers, als Beispiel, wie man es nicht machen, oder als Beispiel, dem man nachfolgen soll, als Mittellosigkeit oder als wahrer Reichtum betrachtet werden. Man kann aber feststellen, daß im traditionell ethischen Kontext neben einem negativen auch ein konstruktiv-positives Verständnis von Armut (selbst nicht reich sein und den Armen helfen) zumindest gut eingeführt ist.

Erbrechen als kommunikatives Verhalten

Das Verb des hier zu untersuchenden Aufkleber-Spruchs ist das Verb *ankotzen*. Das Simplex *kotzen* wird im Duden-Universalwörterbuch als derbe Variante zu dem standardsprachlichen Verb (*sich*) *erbrechen* geführt (Duden 1989: 889). Während (*sich*) *erbrechen* die zu bezeichnende Sache terminologisch sterilisiert, bringt *kotzen* das Ekelerregende und Häßliche des Vorgangs zum Ausdruck.

Die Präfixbildung *ankotzen* erinnert zunächst an Verben wie *anpinkeln* oder *anbrüllen*. Der zu bezeichnende Vorgang sollte demnach darin bestehen, daß jemand durch eine Körperöffnung etwas von sich gibt, womit er einen anderen Gegenstand besudelt:

(1) Ein Hund hat mein Auto angepinkelt.
(2) Kotz mich bloß nicht an!

In dieser Variante verlangt das Verb *ankotzen* allerdings die Bezeichnung eines Agens, also eines belebten Gegenstandes als Subjekt. Ein Gegenstand vom Typ Armut scheint diese Bedingung nicht zu erfüllen.

Eine andere Variante von Präfixverben mit *an-* liefert offenbar einen besseren Rahmen für die Beschreibung von *ankotzen*. Sie kann durch *anekeln* oder *anöden* exemplifiziert werden:

(3) Dieser Lehrer ödet uns an.
(4) Deine Eifersucht kotzt mich an.

Hier ist als Subjekt die Bezeichnung eines beliebigen (belebten oder unbelebten) Gegenstandes möglich; als Objekt ist eine Bezeichnung für ein betroffenes Lebewesen, vorzugsweise einen Menschen gefordert. Während Sachverhalte vom Typ *anpinkeln* klare Handlungs-Sachverhalte mit Agens-Patiens-Struktur sind, sind Sachverhalte vom Typ *anöden* Vorgangs- oder Zustands-Sachverhalte, in denen ein belebtes Patiens, aber kein Agens vorkommt (vgl. dazu auch: Blühdorn 1993 a: 95 ff.). Ein Verb wie *jemanden anekeln* ist demnach zu paraphrasieren als »jemandem Ekel einflößen«, *jemanden anöden* als »jemanden eine Sache als öde (langweilig) empfinden lassen« und *jemanden ankotzen* als »jemanden eine Sache zum Kotzen (abstoßend, unerträglich; vgl. Duden 1989: 889) finden lassen oder jemanden zum Kotzen anregen«.

Demnach ist, anders als die Satzkonstruktion es nahelegt, bei einem Sachverhalt vom Typ *ankotzen* nicht der als Subjekt bezeichnete Teilnehmer einer, der kotzt, sondern der als Objekt bezeichnete Teilnehmer (im zu untersuchenden Fall der Sprecher) einer, der zum Kotzen angeregt wird, der also noch nicht kotzt, aber möglicherweise bald kotzen wird.

Nun ist Kotzen, zumindest potentiell, auch ein kommunikatives Verhalten. Kommunikation geschieht, wenn sie sprachlich erfolgt, mündlich oder schriftlich. Münd-

liche Kommunikation bedient sich, wie das Wort schon sagt, auf der Produzentenseite des Mundes. Wohl wegen der kulturellen Wichtigkeit gesprochener Sprache gilt der Mund (und nicht zum Beispiel die Hand) als das produktive Kommunikationsorgan schlechthin. An Sprichwörtern und Redensarten ist dies unschwer zu belegen: *jemand nimmt den Mund zu voll, jemand verbrennt sich den Mund, jemand fährt jemandem über den Mund* usw.

Aus dem Mund kommen aber nicht immer nur Worte. Luft unterschiedlichen Ursprungs kann herauskommen, und eben auch die letzte Mahlzeit, wenn einem nicht wohl ist. Da sie das prototypische Kommunikationsorgan involvieren, können auch solche Ereignisse leicht als Kommunikationsereignisse verstanden (und intendiert) werden, und zwar, wenn Unerfreuliches herauskommt, als Übermittlung entsprechend unerfreulicher Botschaften. Vor allem bei dem Verb *sich auskotzen* ist diese Lesart verbreitet (vgl. Duden 1989: 183). In einem Lied von Udo Lindenberg heißt es: »Wenn dein Alter dir seine Sprüche geigt und immer sagt, du wärst noch viel zu klein, sag ihm 'n schönen Gruß und so, er soll sich besser auskotzen auf'm Klo.« (Lindenberg 1980).

Bringen wir diesen Befund nun in einem ersten Zwischenergebnis mit unseren Ausführungen zum Thema Armut in Zusammenhang, so können wir feststellen, daß mit dem Verb *kotzen* im zu untersuchenden Aufkleber-Spruch offenbar (metaphorisch) ein potentielles Verhalten des Senders bezeichnet wird, das dieser als Antwort auf ein anderes Kommunikationsverhalten in Aussicht stellt, und zwar als Antwort auf ein Kommunikationsverhalten, bei dem jemand Armut als Zeichen verwendet.

Über das Konzept des Mundes kann aber noch ein weiterer, besonders subtiler Interpretationsweg erschlossen werden, wenn wir daran denken, daß der Mund ja auch das Organ der Nahrungsaufnahme ist. Bekanntlich geht Armut im prototypischen Fall mit gravierenden Beschränkungen hinsichtlich der Ernährung einher, während ein schon aus dem antiken Rom überliefertes und durch Asterix-Comics bis in die Niederungen der Gesellschaft kolportiertes Dekadenzverhalten einer reichen Elite darin besteht, die kulinarischen Genußkapazitäten durch mutwillig herbeigeführtes Erbrechen zu erneuern. Auch solches Verhalten ist kommunikativ, indem es erstens eine gewisse Geringschätzung gegenüber der Nahrung ausdrückt, indem es zweitens denjenigen, der es sich leisten kann, als Angehörigen einer bestimmten sozialen Klasse ausweist, die sich durch solches Verhalten sozial abgrenzt, und indem es drittens, insbesondere wenn es in entsprechenden Kontexten vorkommt, Verachtung gegenüber denjenigen zum Ausdruck bringt, die gezwungen sind, der Nahrung höheren Wert beizumessen (unter denen sich übrigens in aller Regel auch die Nahrungsproduzenten befinden). Dieser Zusammenhang ist im Wortlaut des Spruches aber nur sehr vage angedeutet.

Kommunikationspartner

Im zu untersuchenden Spruch kommen der Possessivartikel *euer-* und das Personalpronomen *ich* vor. Das Pronomen *ich* erscheint in seiner Akkusativ-Form *mich* und fungiert syntaktisch als direktes Objekt zu dem Verb *ankotzen*. *Euer-* ist die Genitiv-Form zum Personalpronomen der zweiten Person Plural *ihr*, die hier als Definitartikel zu *Armut* verwendet wird.

Beide Elemente sind Deiktika (vgl. Blühdorn 1993 b: 52, 57; Blühdorn 1993 c). *Ich* ist das gewöhnliche singularische Selbstbezeichnungspronomen des Deutschen, also das Element, mit dem ein einzelner Sender sich selbst als Sachverhaltsteilnehmer thematisiert. *Ihr* ist das pluralische Adressatendeiktikum, also das Element, mit dem man eine Gruppe von Angesprochenen als Sachverhaltsteilnehmer bezeichnen kann.

Während es zu *ich* keine Alternative gibt, käme als Adressatendeiktikum außer *ihr* auch *Sie* in Betracht. Den Unterschied zwischen diesen beiden Elementen haben viele Autoren in Anlehnung an Charles Fillmore unter dem Stichwort »soziale Deixis« beschrieben (vgl. etwa Rauh 1984: 60 f.; Diewald 1991: 149 f.). Für die Auswahl spielen im wesentlichen zwei interagierende Faktoren eine Rolle: die Ver-

Neue Bücher

Berlage, Andreas: Empfindung, Ich und Sprache um 1900: Ernst Mach, Hermann Bahr und Fritz Mauthner im Zusammenhang. – Frankfurt/M. usw.: Lang 1994. – 237 S. (Europäische Hochschulschriften, Reihe 20: Reihe XX: Philosophie, 414) 69,00 DM

Brünner, Gisela/Gabriele Graefen (Hrsg.): Texte und Diskurse: Methoden und Forschungsergebnisse der Funktionalen Pragmatik. – Opladen: Westdeutscher Verlag 1994. – 439 S. 78,00 DM

Campe, Petra: Case, semantic roles, and grammatical relations: A comprehensive bibliography. – Amsterdam usw.: Benjamins, 1994. – 645 S. (Case and grammatical relations across languages, 1) $ 125,–

Church, Carole Elizabeth Marilyn: Subjectless sentences in German: an examination of theoretical positions. – Ann Arbor: University Microfilms International 1994. – VI, 60 S. $ 55,–

Cook Guy: The discourse of advertising. – London usw.: Routledge 1994. – XXI, 250 S. $ 18,95

Corbeil, Jean-Claude/Ariane Archambault: PONS Bildwörterbuch: Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch. – Stuttgart usw.: Klett 1992. – XXX, 959 S. 148,00 DM

Dauses, August: Theorien der Linguistik: Grundprobleme der Theoriebildung. – Stuttgart: Steiner 1994. – 94 S. 38,00 DM

Feilke, Helmuth: Common-sense-Kompetenz: Überlegungen zu einer Theorie des sympatischen und natürlichen Meinens und Verstehens. – Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994.– 422 S. 48,00 DM

Gessinger, Joachim: Auge & Ohr: Studien zur Erforschung der Sprache am Menschen, 1700 – 1850. – Berlin usw. : de Gruyter 1994. – XXV, 789 S. 348,00 DM

Griesbach, Heinz/Gudrun Uhlig: Die starken Verben im Sprachgebrauch: Syntax, Valenz, Kollokationen. – Leipzig usw.: Langenscheidt; Leipzig usw.: Verlag Enzyklopädie 1994. – 448 S. 39,80 DM

Keppler, Angela: Tischgespräche: Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien. – Frankfurt/M.: Suhrkamp 1994. – 299 S. (Suhrkamp Taschenbuch: Wissenschaft. 1132) 22,80 DM

Sommerfeldt, Karl-Ernst (Hrsg.): Sprache im Alltag: Beobachtungen zur Sprachkultur. – Frankfurt/M. usw.: Lang 1994. – VIII, 247 S. (Sprache, System und Tätigkeit. 13) 79,00 DM

Thielemann, Werner/KlausWelke (Hrsg.): Valenztheorie – Werden und Wirken: Wilhelm Bondzio zum 65. Geburtstag. – Münster: Nodus Publikationen 1994. 253 S. 75,00 DM

trautheit zwischen den Kommunikationspartnern und ihr relativer Sozialstatus (vgl. Bayer 1979: 212 f.). Unter dem ersten Gesichtspunkt verwendet man *Sie* bei geringer Vertrautheit, Fehlen gemeinsamer Handlungsziele und möglicherweise geringer Sympathie, *ihr* dagegen bei höherer Vertrautheit, Solidarität im Handeln und möglicherweise höherer Sympathie. Unter dem zweiten Gesichtspunkt wird *Sie* verwendet in symmetrischen Kommunikationsbeziehungen zwischen Erwachsenen und in asymmetrischen Kommunikationsbeziehungen von unten nach oben, *ihr* in symmetrischen Kommunikationsbeziehungen zwischen Angehörigen aller Altersgruppen und in asymmetrischen Kommunikationsbeziehungen von oben nach unten.

Nun haben wir bereits gesehen, daß bei der Autoaufkleber-Kommunikation Sender und Empfänger maximal unbestimmt bleiben. Insbesondere bei der Senderbezeichnung geht die Deixis des zu untersuchenden Spruches damit gewissermaßen ins Leere. Obwohl bei der Adressatenbezeichnung grundsätzlich gleiches gilt, hat hier der Empfänger die Möglichkeit, sich selbst in die betreffende Leerstelle einzusetzen, sich als angesprochen zu fühlen.

Über den Sender wird sprachlich keine direkte Information kodiert. Einige Hinweise erhält man dennoch aus der Umgebung, in der der Aufkleber angebracht ist. So kann man über den Symbolwert des betreffenden Fahrzeugs etwas über den Status seines Halters erschließen. Ein wichtiger sprachlicher Hinweis wird indirekt gegeben, indem sich der Sender über das Verb *ankotzen* von der Eigenschaft *Armut* distanziert, woraus man entnehmen kann, daß er selbst entweder nicht arm ist oder zumindest nicht als arm gelten möchte.

Über den Adressaten erfährt man, daß er in einer durch den Genitiv kodierbaren Relation zur Armut steht. Obgleich dafür prinzipiell sehr verschiedenartige Relationen in Frage kommen, scheinen uns vor allem zwei Möglichkeiten nähere Aufmerksamkeit zu verdienen, nämlich zum einen die Möglichkeit, daß der Adressat selbst arm ist, zum anderen die, daß er Armut als Zeichen verwendet, wobei, wie wir gesehen haben, diese beiden Möglichkeiten durchaus in derselben Person zusammenfallen können.

Demnach würde es sich aufdrängen, als Sender einen Reichen und als Adressaten einen Armen zu vermuten. Eine solche Annahme ist aber nicht notwendig und verleitet wahrscheinlich sogar zu unangemessen vordergründigen Deutungen. Denn erstens ist, wie eingangs bereits festgestellt, und wie der zitierte ZEIT-Artikel bestätigt, der Gebrauch des zu untersuchenden Aufklebers nicht auf typische Reiche-Leute-Fahrzeuge beschränkt. Und zweitens kommen als Adressaten von Autoaufklebern, wie wir gesehen haben, in erster Linie die Insassen anderer Autos in Frage. Man wäre aber wohl kaum berechtigt, gerade unter diesen viele Arme zu vermuten, denn wer arm ist, kann sich ja überhaupt kein Auto leisten. Demnach scheint der Sender bloß einer zu sein, der sich von der Armut auf deutliche Weise abgrenzt und der intendierte Empfänger einer, der das nicht tut. Offenbar aufgrund dieser Unterscheidung fühlt der Sender sich eines höheren sozialen Standes teilhaftig, der ihn berechtigt, seine ihm persönlich unbekannten Adressaten von oben herab mit dem Pronomen *ihr* anzureden.

Die kommunikative Handlung bestünde somit darin, daß der Sender, indem er metaphorisch eine unappetitliche Antwort ankündigt, seinen Überdruß angesichts der im gesellschaftlichen Kommunikationsgeschehen als Zeichen verwendeten Armut äußert. Die durch den Überdruß ausgelöste Kritik richtet sich allerdings nicht gegen die Gesellschaft bzw. deren Funktionäre, die das Zeichen anbringen, sondern vor allem gegen diejenigen, die das Zeichen tragen, nach den unterschiedlichen Möglichkeiten des Zeichenwertes von Armut, die wir oben auseinandergelegt haben, also im einzelnen gegen

- diejenigen, die unverschuldet in Armut geraten sind,
- diejenigen, die arm sind, weil sie sozial versagt haben,
- diejenigen, die sich entschieden haben, arm zu sein, um andere ebenfalls zur Armut anzuhalten und/oder um Reiche zu blamieren.

Darüberhinaus richtet sich die Kritik auch gegen diejenigen, die anders als durch Abgrenzung auf das Zeichen Armut reagieren, also vor allem gegen

- diejenigen, die sich durch Armut aufgefordert fühlen zu helfen,

aber auch gegen

- diejenigen, die sich durch Armut bedroht fühlen.

Die beiden letzten Gruppen ermöglichen es uns, einen Interpretationsweg weiterzuverfolgen, der sich schon vage andeutete. Wenn wir nämlich annehmen, daß der Adressat eines Autoaufklebers vor allem als Insasse eines anderen Autos vermutet wird, so sollte er typischerweise über einen Lebensstandard verfügen, der ihm das Autofahren erlaubt, also einen mehr oder weniger durchschnittlichen Lebensstandard, der sich vielleicht gar nicht nennenswert von dem des Aufkleber-Benutzers unterscheidet.

In diesem Fall wäre die Botschaft des Aufklebers ganz anders zu interpretieren, nämlich als verdeckte Aufforderung, sich von der Armut abzusetzen und die traditionellen ethischen Grundsätze im Umgang mit Armut nicht mehr zu respektieren. Das auf die Gesamtgesellschaft bezogene Solidaritätsprinzip wird aufgegeben, und diejenigen, die in seinem Sinne handeln, werden verhöhnt. Der Zeichenbenutzer tritt hierbei *expressis verbis* als Einzelperson auf (*mich*), stellt aber durch den Aufkleber Kontakt zu Gleichgesinnten und mit diesen eine Gruppensolidarität in einer Gemeinschaft der Nicht-Armen her. Diesen Zusammenhang wollen wir, indem wir einem Wortspiel der österreichischen Popgruppe Erste Allgemeine Verunsicherung (vgl. Spitzer 1985) Sinn geben, als organisiertes Erbrechen bezeichnen.

Es ist interessant, sich hier noch einmal an die oben umrissenen Produktions- und Distributionsbedingungen von Autoaufklebern zu erinnern. Wir haben gesehen, daß Autoaufkleber von der Idee bis zum Benutzer eine mehrstufige Absatzkette durchlaufen, die die Kommunikationsverhältnisse verschleiert. Es gibt gute Gründe, von Ereignissen der Autoaufkleber-Kommunikation zu behaupten, sie involvierten zwar Zeichenbenutzer, aber im engeren Sinne keinen individuell benennbaren Sender.

Nun unterliegen Autoaufkleber, wie alle kommerziell verteilten Waren, der Wechselwirkung zwischen Angebot und Nachfrage. Ein Autoaufkleber wird zum Erfolg, wenn er die Nachfrage auf sich zieht, und wird, wenn dies ausbleibt, schnell in der Versenkung verschwinden. Der zu untersuchende Aufkleber ist, wenn man dem zitierten ZEIT-Artikel Glauben schenken darf, ein kommerzieller Erfolg. Da er in seiner Aufmachung durch nichts Wirkung erstrebt als durch seine sprachlich kodierte Botschaft, muß die Nachfrage auf diese Botschaft zurückgehen. Man darf also vermuten, daß es sich um eine Botschaft handelt, die für relativ viele Gesellschaftsmitglieder interpretierbar ist (wenn auch möglicherweise in verschiedenen Richtungen) und mit der sich relativ viele Gesellschaftsmitglieder so weit identifizieren können und wollen, daß sie bereit sind, für den Zeichenträger einen Geldbetrag zu investieren und ihn anschließend als Kommunikationsmittel zu verwenden, um die Botschaft an andere Gesellschaftsmitglieder weiterzugeben.

Man kann diesen Zusammenhang wahrscheinlich am besten mit dem Begriff der *invisible hand* (vgl. Keller 1990: 83 ff.) beschreiben. Im Kommunikationsgeschehen einer Lebensgemeinschaft finden Ereignisse statt, die zwar rezipiert und interpretiert, die aber nicht oder nur teilweise kontrolliert hervorgebracht werden. Dies gilt gleichermaßen für das Zeichen Armut wie für die hier zu diskutierende gesellschaftliche Reaktion. Armut, obgleich von bestimmten Interessengruppen mit unterschiedlichen Motiven durchaus

gewünscht, kann sich wie jedes Zeichen unter geeigneten Rahmenbedingungen verselbständigen und unerwünschte Interpretationen auslösen. Verselbständigte Interpretationstätigkeit kann ihrerseits kommunikative (bzw. allgemein interaktive) Verhaltensweisen nach sich ziehen, die das Kommunikations- und Interaktionsgeschehen innerhalb der Lebensgemeinschaft stark beeinflussen. In diesem Sinne kann ein Autoaufkleber dazu beitragen, kollektives Erbrechen zu organisieren, ohne daß seinem Benutzer irgend etwas davon bewußt wird.

Resümee

Im ZEIT-Interview wurde der zu untersuchende Aufkleber von seinem Hersteller als »witzig und geistreich« bezeichnet. Wir können uns nun der Ausgangsfrage zuwenden, wie eine solche Kennzeichnung angemessen zu interpretieren ist.

Der Witz von Autoaufklebern ergibt sich, wie oben ausgeführt, häufig aus dem Spiel mit Mehrdeutigkeiten und Übergängen zwischen unterschiedlichen Textfunktionen und thematischen Bereichen. In der Tat kann man den hier untersuchten Aufkleber-Spruch weder in textfunktionaler noch in thematischer Hinsicht eindeutig zuordnen.

Thematisch gehört er zum Bereich des interpersonalen Alltagsverkehrs (c), indem er Kommunikationsereignisse und Kommunikationsformen anspricht, aber auch zum Bereich der Politik (d), da es um solche Kommunikationsereignisse und -formen geht, die im gesamtgesellschaftlichen Kontext relevant sind. Die Verwendung derber Vokabeln vom Typ *ankotzen* ist bei der Kommunikation über politische Fragen in jenem Teilbereich üblich, den man als Stammtischpolitik bezeichnet. Dieser Teilbereich weist allgemein enge Affinitäten zum Bereich des interpersonalen Alltagsverkehrs (c) und zum Bereich der Freizeit und Unterhaltung (b) auf.

Textfunktional können eine phatische, eine expressive, eine konative und eine poetische Komponente unterschieden werden. Eindeutig dominant ist die expressive Komponente, die darin besteht, den emotionalen Zustand des Überdrusses und eine dadurch ausgelöste kommunikative Handlungsdisposition beim Zeichenbenutzer zu erkennen zu geben. Die konative Komponente hat, wie wir gesehen haben, mehrere Zielrichtungen: Empfänger, die selbst arm sind, und Empfänger, die Armen helfen, werden beschimpft, und Empfänger, die sich von Armut bedroht fühlen, werden ermutigt und zu abgrenzendem Verhalten aufgefordert. Die poetische Komponente wird vor allem in dem versteckten Spiel mit den Wörtern *Armut* und *kotzen*, vermittelt über das Konzept des Mundes, greifbar. Die phatische Komponente schließlich, die die indirekteste ist, besteht darin, durch eine bewußt unauffällige, dem *understatement*-Ideal angenäherte äußere Erscheinung die Aufmerksamkeit bestimmter Zielgruppen zu wecken und sich dadurch besonders für Fahrzeuge eines gehobenen Statuswertes zu empfehlen.

Allerdings ist der zu untersuchende Spruch weder textfunktional noch thematisch in einer Weise mehrdeutig, daß ein Witz daraus entstünde, wie im oben diskutierten Beispiel *Nicht so nah. Ich kenne Sie doch kaum*. Was einfacher strukturierte Gemüter hier allenfalls zum Lachen reizt, ist die ungenierte Direktheit der Aussage in Verbindung mit der öffentlichen Verwendung des Tabu-Wortes *kotzen*, dessen Kontrastwirkung besonders hervortritt, wenn der Aufkleber auf dem Untergrund eines konservativ gestalteten Fahrzeugs haftet.

Somit schiene der zu untersuchende Spruch auch für das Prädikat »geistreich« kein geeigneter Kandidat zu sein. Diese Konsequenz ist unserer Ansicht nach aber nicht zwingend. Als wir kürzlich mit einer Gruppe von Studienanfängern über den Spruch diskutierten, mußten wir nämlich zu unserer Überraschung feststellen, daß diese, obgleich sie unsere Ablehnung durchaus verstanden und auch grundsätzlich akzeptierten, doch in gewisser Weise bereit schienen, ihn zu rechtfertigen. Tatsächlich, sagten sie, sei es ja bedrückend, wie man tagtäglich in den Medien mit der Armut und dem Elend in aller Welt konfrontiert werde. Daß man dem kaum noch ausweichen könne, sei wirklich zum Kotzen.

Um den hier angedeuteten Gesichtspunkt faßbarer zu machen, ist es nützlich, dem Wort *geistreich* eine leichte Wendung zu geben, indem man den Kontext mit dem Wort *witzig* auflöst und es statt dessen buchstäblich versteht als »reich an Geist«, nämlich an Zeitgeist.

Armut bedroht in der Bundesrepublik Deutschland einen seit zwanzig Jahren kontinuierlich wachsenden Anteil der Bevölkerung (vgl. Beck 1993: 279 f.). Infolge der wirtschaftlichen Rezession, der mit ihr einhergehenden Zunahme der Arbeitslosigkeit (im Winter 1993/94 über 4 Millionen) und der von Regierungsseite vermehrt vorgenommenen Einschnitte ins System der sozialen Sicherung scheint diese Entwicklung sich in jüngster Zeit noch beschleunigt zu haben. Auch wenn hierzu noch keine verläßlichen statisti-

Das IDS auf dem Germanistentag in Aachen

Auf dem Germanistentag in Aachen vom 11. 09. – 14. 09. 94 präsentierte sich das IDS u.a. mit einem Info-Stand und der Vorführung des Retrievalsystems COSMAS. Außerdem waren IDS-Mitarbeiter beim Informationspodium und mit Vorträgen vertreten.

schen Daten vorliegen, kann aus der gestiegenen Präsenz des Themas in den Medien auf eine erhöhte Bedeutung im öffentlichen Bewußtsein geschlossen werden (vgl. z.B. Armut im vereinigten Deutschland 1993; Memorandum zur Bewahrung des Sozialstaats 1993; Nationale Armutskonferenz 1993).

Was Armut besonders erschreckend macht, ist ihre beständige Sichtbarkeit und die sich daraus ergebende Unausweichlichkeit der Konfrontation. Auf der einen Seite ist hier zu berücksichtigen, daß eine »skandalisierende Armutsberichterstattung« (vgl. Hartmann 1992: 456 f.) den Absatzinteressen der Medien entgegenkommt. Das heißt: Offenbar besteht weiterhin eine Nachfrage nach Armut als Zeichen im gesellschaftlichen Kommunikationsgeschehen. Auf der anderen Seite wird Armut von denen, die nicht arm sind, als Herausforderung interpretiert: als Aufforderung zur Hilfe, die, je mehr Armut um sich greift, zur Überforderung wird, als indirekte Drohung, weil die Armut anderer die Gefahr bewußt macht, selbst arm zu werden, oder als Vorwurf, durch den eigenen Reichtum die Armut anderer mitverschuldet zu haben.

Der zu untersuchende Aufkleber führt vor, wie man den nicht unerwünschten Nervenkitzel und die Abwehr der Herausforderung miteinander in Einklang bringt. Sein erfolgreicher Absatz und die Reaktionen der von uns befragten Studenten weisen gleichermaßen darauf hin, daß der in den Parteiprogrammen propagierte Grundwert einer auf das gesamtgesellschaftliche Wohl gerichteten Solidarität im Denken und Handeln der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit heute erheblicher Erosion unterliegt. An seine Stelle tritt die trügerische Hoffnung auf Geborgenheit und Solidarität der Nicht-Ausgegrenzten in der Rumpfgesellschaft – eine Hoffnung, der sich jeder Einzelne allerdings nur so lange hingeben kann, wie es ihm gelingt, den eigenen Abstand zur Armutsgrenze stabil zu halten.

Literaturhinweise

Armut im vereinigten Deutschland. Sozialhilfe in den neuen Bundesländern. Zwischenbericht zum Ersten nationalen Armutsbericht für das vereinigte Deutschland im Auftrag von DGB und Paritätischem Wohlfahrtsverband, als MS vervielfältigt, Frankfurt/Main, 12. November 1993

Balsen, Werner/Nakielski, Hans/Rössel, Karl/Winkel, Rolf (1985): Die neue Armut. Ausgrenzung von Arbeitslosen aus der Arbeitslosenunterstützung, 3., überarb. Aufl., Köln (Bund-Verlag)

Bayer, Klaus (1979): Die Anredepronomina *du* und *Sie*. Thesen zu einem semantischen Konflikt im Hochschulbereich. In: Deutsche Sprache 7, 1979 (S. 212-219)

Beck, Martin (1993): Sozialhilfeempfänger 1991. In: Wirtschaft und Statistik 4/1993 (S. 279-291)

Blühdorn, Hardarik (1993 a): Funktionale Zeichentheorie und deskriptive Linguistik. Ein Entwurf am Beispiel des Gegenwartsdeutschen, Erlangen (Palm & Enke)

Blühdorn, Hardarik (1993 b): Deixis und Deiktika in der deutschen Gegenwartssprache. In: Deutsche Sprache 21, 1993 (S. 44-62)

Blühdorn, Hardarik (1993 c): Was ist Deixis? (erscheint in: Linguistische Berichte 1994)

Diewald, Gabriele M. (1991): Deixis und Textsorten im Deutschen, Tübingen (Niemeyer)

Duden (1989): Deutsches Universalwörterbuch, 2., völlig neu bearb. u. erw. Aufl., Mannheim (Bibliographisches Institut)

Geißler, Heiner (1976): Die Neue Soziale Frage. Analysen und Dokumente, Freiburg (Herder)

Hartmann, Helmut (1992): Lebenslage Armut – ein Konzept zur Armutsbeschreibung und Armutspolitik. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 12/1992 (S. 452-459)

Hauser, Richard/Neumann, Udo (1992): Armut in der Bundesrepublik Deutschland. Die sozialwissenschaftliche Thematisierung nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Leibfried, Stephan/Voges, Wolfgang (Hg.): Armut im modernen Wohlfahrtsstaat, Opladen (Westdeutscher Verlag) 1992 (S. 237-271)

Jakobson, Roman (1960): Linguistics and Poetics. In: Sebeok, Thomas A. (Hg.): Style in Language, New York/ London (MIT Press/ John Wiley) 1960 (S. 350-377)

Keller, Rudi (1990): Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache, Tübingen (Francke)

Leisering, Lutz (1993): Armut hat viele Gesichter. Vom Nutzen dynamischer Armutsforschung. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 8/1993 (S. 297-305)

Lindenberg, Udo (1980): Katze. Auf: Lindenberg, Udo: Panische Zeiten, Hamburg (Telefunken)

Memorandum zur Bewahrung des Sozialstaats. Gemeinsame Erklärung der Organisationen und Verbände Arbeiterwohlfahrt, Bundesarbeitsgemeinschaft der Sozialhilfeinitiativen u.a., als MS vervielfältigt, November 1993

Nationale Armutskonferenz (1993): Die Bekämpfung von Armut und Unterversorgung in Deutschland. Positionspapier der Nationalen Armutskonferenz in der Bundesrepublik Deutschland, Oberhausen (Benning, Gluth & Partner)

Rauh, Gisa (1984): Aspekte der Deixis. In: Sprachwissenschaft 9, 1984 (S. 23-84)

Rothschild, Kurt W. (1988): Theorien der Arbeitslosigkeit. Einführung, München (Oldenbourg)

Schütte, Wolfgang (1992): Strategien zur Bekämpfung der Armut. In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit 12/1992 (S. 459-466)

Spitzer, Thomas (1985): Heiße Nächte (in Palermo). Auf: Erste Allgemeine Verunsicherung: Geld oder Leben!, Wien (EMI Austria)

Der Autor ist z. Zt. DAAD-Lektor an der Universität São Paolo, Brasilien; berufliche Tätigkeit und Aufenthaltsort der Autorin waren bis zum Redaktionsschluß nicht zu ermitteln.

Tagungshinweis

Jahrestagung 1995 des Instituts für deutsche Sprache (IDS), Mannheim

14. bis 16. März 1995 in der Universität Mannheim

Deutsch - typologisch

Die Jahrestagung 1995 wird die (grammatische) Gestalt des Deutschen im Vergleich zu anderen Sprachen zum Gegenstand haben. Welche Phänomene sind besonders auffällig und interessant, wenn man das Deutsche unter sprachtypologischen Gesichtspunkten mit anderen Sprachen vergleicht? Läßt sich ein Gesamtporträt des Deutschen in Abgrenzung zu anderen Sprachen zeichnen? In welchen grammatischen Bereichen bestehen besondere Ähnlichkeiten und Verwandtschaften? Es ist geplant, die folgenden Themen in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen: Wortstellung, Tempus/Tempussystem, Phonologie, Subjekt-Objekt-Struktur/ Topik, Fokus/Negation.

Nähere Informationen: Institut für deutsche Sprache, Öffentlichkeitsarbeit, Postfach 101621, D-68016 Mannheim

Die Sprache der politischen Ökologie

Plädoyer für *Responsible Care* beim *Recycling* englischsprachiger Texte

von Hermann H. Dieter

Der folgende sprachkritische Beitrag stammt, anders als im SPRACHREPORT sonst üblich, nicht von einem Sprachwissenschaftler, sondern aus der Feder eines Naturwissenschaftlers und Ökologen. Der Autor ist Dr. rer. nat., Direktor und Professor am Institut für Wasser-, Boden-, Lufthygiene des Umweltbundesamtes), Leiter des Fachgebietes »Grenzwerte für Wasserinhaltsstoffe«. Die Red.

Kaum eine Denkrichtung ist heute so stark mit Anglizismen geschlagen wie die Politische Ökologie (siehe Kasten), und fast täglich schlagen neue Begriffe ein: *Öko-reporting, environmental capacity,* Stoff*design, sustainability, downcycling, surveillance, joint implementation,* usw. usw. Darf, nein: Sollte man sich daran stören? Ist die Internationalisierung, heute also die Anglisierung von Schlüsselbegriffen nicht eine notwendige Voraussetzung für den weltweiten Gedankenaustausch? Eigentlich schon. Leider aber leistet das Aufpfropfen eines anderssprachlichen Wortes auf die eigene, hier deutsche Sprache, nur allzu leicht der Selbsttäuschung Vorschub, mit dem Fremdwort würden auch sein Inhalt, sein sprachliches Umfeld und sein entstehungsgeschichtlicher Zusammenhang mittransportiert. Dies trifft in der Regel nicht zu.

Die Mehrzahl unserer Sprachgenossen spricht das Englische nur radebrechend jedenfalls nicht auf den der eigenen Sprache vergleichbaren Gefühls-, Struktur- und Begrifflichkeitsebenen. Anglizismen finden dennoch massenhaft Eingang in Wissenschaft und Alltagssprache, allerdings nur um den Preis einer Verunklarung der Inhalte, deren Transport sie im angloamerikanischen und wissenschaftlichen Sprachumfeld dienen.

Was versteht ein deutscher Muttersprachler, eine deutsche Muttersprachlerin, unter *objectives*? Was unter *Öko-audit, Öko-controlling, environmental capacity*? Häufig drängt sich dem sprachkritischen *Insider*, dem Intimkenner solchen Sprachumgangs, der Eindruck auf, mit unerklärten Begriffen dieser Art würden ebenso bewußt wie ungezielt »Wortanker« geworfen, die sich bei näherem Nachdenken als (in)haltlose Bojen erweisen: Ihre Verankerung im zugehörigen Sprachumfeld des fachfremden Kollegen, Halbexperten oder Laien ist nicht gegeben. Mit Hilfe solcher sprachlichen Schwimmkörper lassen sich zwar Formelkompromisse auf politischer oder pseudofachlicher Ebene erzielen, doch geschieht dies um den Preis der Nicht-Einigung über Inhalte: Man geht allfälligem Streit aus dem Weg und denkt sich – wie üblich – was man für richtig hält. *Environmental capacity* – heißt das; »Pufferfähigkeit«, »Belastbarkeit«, »Aufnahmefähigkeit«, »Speicherfähigkeit« (eines Umweltbereichs, der Umwelt)? *Objektives* – sind das »Ziele«, »Probleme«, »Handlungsvorgaben«, »Prioritäten« (der Umweltpolitik) ? Wer denkt bei *surveillance* an »Erfassen«, wer an »Aufsicht« und wer an »Überwachen«? Unter Stoffstrom*management* wird je nach Interessenlage »Stoffstrombewirtschaftung«, »-(be)steuerung«, »-(de)regulierung«, »-dirigismus« verstanden .

Einfacher liegt das Problem bezüglich an sich eindeutiger Begriffe, derer sich bisher aber noch kein Übersetzer erbarmen mochte: *Öko-audit* entlarvt sich dann als »Fremdabfrage«, *Öko-controlling* als die »Eigenabfrage« (eines Betriebes) auf die Einhaltung ökologisch verträglicher Rahmenbedingungen des betrieblichen Wirtschaftens. *Design* läßt sich ohne weiteres als »Zuschnitt« wiedergeben, zumindest in den Zusammenhängen Struktur- bzw. Prozeßzuschnitt zugunsten einer gewünschten Umwelt- oder ökologischen Verträglichkeit. Auf fast fassungslose Ehrfurcht stieß selbst bei vielen *Insidern* die Wortbildung *downcycling*, für deren anschauliche Übersetzung »Entwertungsspirale« brauchbar wäre.

Die ärgerlichsten Beispiele stehen allerdings für sprachliche Lieblosigkeit. Ihre sprachbereichernde Wirkung geht gegen Null: *Input*faktoren sind »Eingabegrößen«, das häßliche *checklist* meint »Prüf- oder Abhakliste«, *monitoring* ist »Messen«, *clean technology* steht für »zielscharfe Technik«, im *worst case* scheint im »schlimmstmöglichen Fall« eher von schmackhaften Brotbelägen die Rede zu sein. *Sustainability* ist laut Wörterbuch die schlichte Übersetzung des deutschen »Nachhaltigkeit«, *just in time* steht für »zeit- und punktgenau«, *life style* für »Lebensweise«, *open loop* bedeutet »offener Rücklauf« oder »offene Schleife«. *End of the pipe* schließlich mit der darauf fixierten Politik läßt sich anschaulich als Politik am »Rohrauslauf« wiedergeben – das klingt ehrlicher und ist dem beschriebenen Sachverhalt näher.

Für sprachliche Artenvielfalt

Müssen sich Menschen, die hierüber nachdenken, als vorgestrige Sprachtüftler, gar Deutschtümler und ihre Sorgen als unsinnig, ja schädlich bezeichnen lassen? Sind ihre Vorschläge nicht zu *sophisticated* – ausgeklügelt? Was tut not angesichts der namentlich in unserer Sprache sehr elegant, griffig und modisch wirkenden Anglizismen? Alle abschaffen? Ausmerzen??! Verdeutschen, »eindeutschen« in immer noch möglicher Anknüpfung an barbarische Denkweisen, die gerade unsere Sprache so nachhaltig beschädigt haben?

Wohl nicht, hoffentlich nicht. Fachleute sollen und müssen heute unter sich, namentlich in internationalen Zusammenhängen, englisch reden. Doch für das alltägliche Sprachumfeld, das kaum vermeidlich auch für ein kulturelles, soziales und politisches Einzugsgebiet steht, sollten sich die Experten, im Interesse einer eindeutigen begrifflichen Ausgangsbasis (bei sehr unterschiedlichen Englisch-, aber vergleichbaren Deutschkenntnissen), um eigensprachliche Begriffe bemühen. Sie sollten davon ablassen, eine staunende Öffentlichkeit mit immer neuen semantischen Nebelkerzen und sprachlichen *Jokern* (hier: Worthülsen) zu bewerfen, unter denen je nach Interes-

senlage fast immer Unterschiedliches verstanden oder Gleiches versteckt wird. Neben diesen begrifflichen gibt es aber auch kulturökologische und sprachästhetische Gründe, die nach einer Stützung, ja Förderung der Vielfalt von Sprachen und Denkwelten (der Anklang an »Artenvielfalt« ist durchaus beabsichtigt) verlangen.

Welches »Natur(!)produkt« außer Sprache, könnte denn für sich beanspruchen, in jedem seiner noch so kleinen Bausteine auch die gesamte *Kultur*geschichte einer Sprachgemeinschaft in sich zu tragen? Und welches »Kultur(!)produkt« besäße gleichzeitig diese unbegrenzte *Recyclebarkeit* (Verzeihung: Wiederverwertbarkeit, Wiederverwendbarkeit, Umlauffähigkeit, stoffliche und akustische Un- und Umwandelbarkeit) – außer eben die menschliche Sprache?

Die Macht der Mode

Wo waren unsere ökologischen Graswurzler Anfang der 70er Jahre, als es darum gegangen wäre, vorhandene Wortwurzeln, Sprechweisen, Begriffsfelder der eigenen Sprache den neuen Begrifflichkeiten, Inhalten und Denklinien verfügbar zu machen, anstatt Fremdbegriffe beliebig nachzusingen, die Rück-Ständigkeit der (deutschen) Sprache überwiegend negativ zu bewerten und sie damit der vermeintlich rückstandsfreien geistigen Entsorgung preiszugeben?

Sprache, *jede* Sprache, ist ökologisch nutzbares Medium per se, sowohl in ihrer Eigenschaft als Naturprodukt (eine Wortprägung von Martin Walser), wie in ihrer Funktion als Kulturträger. Gerade die deutsche Sprachnation sollte sich ihren Sprachschatz nicht nochmals von Tümlern jedweder Art in Beschlag nehmen und entwenden lassen - lieber hätte ich diese Muttersprache dann gar nicht mehr. Stattdessen bedienen wir uns ihrer wie eines aus der Mode gekommenen Wegwerfproduktes. Die Einbürgerung neuer, an unsere Sprache gebundener Begriffsbildungen, oder wenigstens die bewußte Nutzung und Pflege bewährter alter, wird immer seltener. Wo Begriffsneubildungen, Klarstellungen, Eingrenzungen gefragt wären, greifen Politiker, Fachjournalisten und ihre wissenschaftlichen Gewährsleute lieber auf einen gerade verfügbaren angloamerikanischen Ausdruck zurück. Die wissensverbreitende und meinungsführende Schicht dieses Landes verhält sich bezüglich der eigenen Sprache weder ökonomisch, noch ökologisch. Anglizismen werden auf alles mögliche verschwendet, die eigene Sprachbrille erblindet. Sprachökologische Verhaltensnormen harren ihrer kulturökologischen Aufwertung.

Ökologen, an die Spracharbeit!

Sprache ist ein verlustfrei und fast endlos wandelbares Mischerzeugnis von Stimmorgan und menschlichem Hirn, ein Vielwegprodukt *par excellence*. Niemand sollte sich dem ökologischen Denkfeld zurechnen, solange sie (er) dieses Kapital noch mutwillig verschleudert. Die schöpferische Herausforderung der eigenen Sprache führt nicht in die Entwertungs-, sondern in eine Aufwertungsspirale – zumindest dies unterscheidet sie von PVC! Die wichtigsten Ressourcen, die hierzu benötigt werden, sind kostenlose »Denke« und der Wille, Mit- und Gegendenker gedanklich zu beeinflussen. Ökologen – an die Sprech- und Denkarbeit! Verdeutlicht eure Denkansätze durch einen kulturökologisch motivierten Umgang mit der Sprache eures nächstliegenden Gesichts-, Geschichts- und Kulturkreises! Vergangenheit und Zukunft sind vor allem sprachlich strukturiert. Nur wer Vergangenheit eigensprachlich transportiert und damit ihre Sinnfälligkeit bewahrt, besitzt Identität und kann deshalb Zukunft stiften! Zeigt, daß auch so altbacken erscheinende Begriffe wie »Zuschnitt« in wohlbeschriebenen Zusammenhängen plötzlich neues Leben atmen!

Klassische erfinderzeitliche Wortschöpfungen wie »Kunststoff«, »Flugzeug«, »Hubschrauber«, schon zu ihrer Zeit ersetzbar durch *Plastik, Aeroplan, Helicopter*, finde ich heute nicht museal, sondern liebenswert altmodisch, vor allem aber anschaulich. Es sind Blüten der industriellen Revolution aus einer Zeit, als sich die Fachwelt gerade des deutschen Sprachumfeldes sehr klar darüber war, daß eine eigene Sprache auch ein sinnfälliges Bild für eigenen Gestaltungswillen abgibt. Heute gilt unser Gestaltungswille dem Schutz natürlicher Erscheinungen. Wir benötigen hierzu unsere überkommene Denkwelt und ihre Sprache als Verbündete. Die schier endlose Wandelbarkeit jeder Sprache macht unsere Sprache für uns zu einem besonders wertvollen Spiel- und Denkzeug, jedenfalls für, »Hirnbesitzer« (wie Beethoven sie nannte). Gerne wüßte ich sie in erster Linie unter den Zukunftsdenkern und -lenkern. Gibt es sie noch – z. B. in der Enquête-Kommission »Chemie und Umwelt« des Deutschen Bundestages?

Bedauerlich ist, wie unbedacht heute, gerade im Sprachraum zwischen Rhein und Oder, auf der Suche nach eigensprachlich genauen und ästhetisch akzeptablen (Neu-)Worten die Flinte ins Korn geworfen wird. Dabei ist die eigenverantwortliche Suche nach Begriffen, die Zuordnung von Begriffen und Inhalten und ihr Einbau in ein sprachliches und soziales Umfeld, nichts weniger als eine höhere Form von Denksport.

Kreativität fördern statt verbieten

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Nichts spricht gegen fremde Wörter für Begriffe, deren inhaltlich angemessene Darstellung in der eigenen Sprache nicht ohne weiteres möglich ist. Auch erfüllt jedes »fremde Wort« eine Kennzeichnungsfunktion, weil es durch seine Andersartigkeit im Sprachumfeld auffällt. Es ist wie ein blaues Küken unter gelben. Fremde Wörter mit dieser Funktion können jedoch, wenn sie nur genügend überraschend wirken, auch aus der Sprache stammen, innerhalb derer sie benutzt werden sollen. Die Fremdheit ist ihre wichtigste nutzbare Eigenschaft, nicht eine fremdsprachliche Herkunft per se. Viele fremdsprachliche Wörter sind uns schon ebenso vertraut wie uns manche eigensprachliche, sollten sie uns tatsächlich begegnen, schon fremd erscheinen. Ungewohnte Worte machen auf einen neuen Inhalt aufmerksam, der danach erst mit dem Wort verschmilzt, oder sie beleuchten neue Aspekte eines bekannten Inhaltes. Das DDR-amtliche »Sprachmittler« (= Dolmetscher), selbst das kabarettistisch-geniale »Erdmöbel«, gehören hierher[1].

Vielleicht sind die heutigen Zukunftsdebatten in Deutschland auch deshalb so blutleer, weil sie nicht aus dem Fundus unserer eigenen kraftvollen Sprachvergangenheit bestritten werden, sondern aus Gründen vermeintlicher Zeitersparnis und Denkbeschleunigung immer gleich auf den internationalen Flohmarkt der Begriffe mit seinen Sonderangeboten und Knüllern zurückgegriffen wird: Hauptsache das Gefundene ist, wie in der Warenwelt, billig und modisch – die Sinngebung (Nutzung) wird schon zum Selbstläufer! In diesem Sinn war mir die rückständige DDR, sind mir die altmodische Schweiz oder das betuliche Österreich, vor allem aber das offen widerborstige Frankreich lieb und teuer. Der Weg der Verbotsbewehrung ist allerdings nicht die richtige Abwehrmethode. Besser hilft erfolgreiches Sprachbemühen seitens der Meinungsführer und staatlicher Institutionen. Hier, wie überall, ist Erfolg mit Lustgewinn verbunden! Ist es mal wieder ein Zeichen »typisch deutscher«, lustfeindlich-moralisierender Verklemmtheit, wenn in unserem Sprachraum zwar ein Wettbewerb um das »Unwort des Jahres« (1993: »Überfremdung«) stattfindet[2], sich aber offenbar niemand für ein »Wort des Jahres«, also beispielhaft sprachverträgliche Be-

griffsbildungen, interessieren möchte? Sollten solche »Mühen« im Einzelfall erfolglos bleiben, so wäre wenigstens die Mindesterwartung zu erfüllen, das eingeführte Wort so zu schreiben und zu sprechen, daß es jede und jeder selbst lesen und den grammatikalischen Zusammenhang herstellen bzw. erkennen kann, ohne das sprachliche Umfeld (und den Zuhörer) lautlich bzw. akustisch zu vergewaltigen.

Sprachästhetik

Damit bin ich bei der sprachästhetischen Problematik angekommen, die heute von der Überflutung unserer Sprache mit Anglizismen ausgeht: Wer baut denn endlich einen Begriff wie *recycling* in unsere Sprachstruktur ein? Wer möchte *Recyclebarkeit* vor Zeugen aussprechen? Klingt »Rezütelbarkeit« oder »Risaisselbarkeit« unterhaltender? Wer wagt es, *sustainable development* zu deklinieren? Wie lautet im deutschen Sprachumfeld des Partizip Perfekt von *designen* – selbst schon ein Unwort! Wenn schon Anglizismen, dann doch besser so, daß in ihrem Wort- und Satzumfeld nicht gleich sämtliche Konjugations-, Deklinations- und Lautbildungsübereinkünfte über den Haufen fallen! Dies zu vermeiden hat uns doch bereits die Sprach-Renaissance des 16./17. Jahrhunderts gelehrt, als Tausende lateinischer Begriffe eingedeutscht wurden. Unsere Sprache erfuhr dadurch eine ungemeine Bereicherung, die bis heute in einer vielfach doppelten, besonders schattierungsreichen Begrifflichkeit fortdauert, über die manch andere Sprachgemeinschaft nicht verfügt. Ist denn Kunststoff nicht etwas »besseres« als Plastik (oder gar Plaste...)? Jede und jeder kennt den Unterschied zwischen Exzess und Überschuß. Ein résumé ist die feine Umschreibung von »Zusammenfassung« (weitere Beispiele: Relation/Beziehung; Effekt/Wirkung, Etikettierung/Kennzeichnung, usw. usw ...). Es soll ja sogar Menschen geben, die parallele deutsch/lateinische Begriffsbildungen, im Sprachraum zwischen Rhein und Oder besonders schattierungsreich, bewußt sprachschöpferisch nutzen.

Eine »Überfremdung« unserer Sprache fand dabei nicht statt, denn die neuen Wörter konnten sich in Ruhe setzen und wurden den Spielregeln des Umgangs mit den bereits vorhandenen allmählich angepaßt. Aus diesem Grund spräche vieles dafür, ein Wort wie z. B. *to recycle,* vorausgesetzt, es würde wirklich gebraucht (»rückkreisen«, »umlaufen« sagen genau dasselbe), in »risaikeln« oder zumindest »recykeln« umzuschreiben, ein Vorschlag, der bereits 1987 im SPRACHREPORT so unterhaltsam wie gut begründet wurde[3].

Das eher pessimistische *Fazit* bis hierher: Die Vernachlässigung eigensprachlicher Denkarbeit, verbunden mit der Billigung des Sprachzerfalls in begrifflicher und ästhetischer Hinsicht, würden unweigerlich zur Auslöschung der je eigenen Ausdruckskraft unserer und anderer Kultursprachen führen. Gerade (politische) Ökologen oder die sich dafür halten, müssen hier hell»hörig« bleiben oder endlich werden, um dem »Endsieg« einer einzigen sprachlichen Art, die dadurch auch noch zur Allerweltsart verkommen müßte, zuvorzukommen.

Soziale Signale

Zu guter (böser?) Letzt hat dieses Problemfeld aber noch einen gesellschaftlichen Aspekt, der so alt ist wie die menschliche Sprache selbst. Was ist aus dieser Sicht an der Vervielfältigung angloamerikanischer Begriffe in allen Sprachfeldern, also auch anderer Sprachen als der unseren, so unerfreulich? Wiederum ist es nicht deren erkennbare Fremdheit per se, sondern ihr Hochgehaltenwerden als beliebig unverständliche Schlüsselbegriffe und Anzeiger besonderer intellektueller Zugehörigkeit, als Worte »von Adel« – gerade im gesellschaftlichen Sinn. Wer heute einen Anglizismus besetzt, weiß doch erstmal sichtlich Bescheid, ohne sich weiter erklären zu müssen: Sprache als Instrument der Kommunikationsverhinderung, als Ab- und Ausgrenzungsmittel, als verräterischer Beweis gesellschaftlicher Dünkelhaftigkeit. Die Berücksichtigung von Grammatik, Rechtschreibung und überkommener Aussprache als intersubjektive Voraussetzungen von Sprache kann unter einer positiv bewerteten Vorgabe »sprachliche Aus-/Abgrenzung« eben nur als störend empfunden werden.

Es ist aufschlußreich, sich hier an das Wort Ernst Blochs zu erinnern, demzufolge die Linke zwar über die Sachen, aber nicht zu den Menschen sprach, die Rechte dagegen zu den Menschen, aber nicht über die Sachen. Scheint dieser Gesichtspunkt auch auf an diesen unvermeidlichen, schon die Wortsilben falsch trennenden Schreib- bzw. Bevormundungsprogrammen oder -Programmierern, deren Unfähigkeit oder elitäre Unwilligkeit, Satzbauten in den Wortbeziehungen korrekt abzubilden, derart häufig zugunsten der Mißachtung veränderlicher Wortendungen und Verbformen entscheidet, daß die Duden-Redaktion – sollte sie es denn versuchen – mit dem Schreiben neuer (Un)Regeln bald kaum noch nachkäme? Wenn ich fehlerhaft konjugierte/deklinierte, also schon formästhetisch verkorkste Texte nur ungern zu Ende lese, dann deshalb, weil sich mir dahinter eine Gleichgültigkeit des Mitteilungsverhaltens zu verbergen scheint, die etwas zu sorglos die Form des kommunikativen Umgangs mit dem Leser eher dem Automaten oder den Strukturerfordernissen der aufgepfropften Sprache überläßt. In kaum zu übertreffender, ironischer Prägnanz wurde diese Gefahr vor kurzem durch die einleitenden Sätze eines Aufsatzes von Hoberg[4] veranschaulicht.

Damit verdichtet sich die eingangs eröffnete Argumentationskette. Formal, begrifflich und schließlich auch inhaltlich vereinnahmender Sprachgebrauch sucht sich immer weiter abzusichern: heute schon durch Frageverbote nach Sprech- und Schreibweisen, morgen dann durch Ausschluß von Sprachen bis hin zu Denkverboten und elitären Zirkelschlüssen auf Basis ungeklärter Begriffe, mit denen sich unbequeme Fragen nach Form und Inhalt schließlich auch (quasi-)logisch ausschließen lassen. Die entstehenden Tabuzonen von außen wieder aufzubrechen, bedeutet immer unnötigen Streit und Zeitverlust auf dem Weg zu dem weltweit notwendigen, statt spracherpresserisch lieber sprachdemokratisch gestalteten Mehr an inhaltlicher und gedanklicher Vernetzung. Selbst die besonders hautnahe (nicht oberflächliche!) Ausdruckskraft des Angloamerikanischen könnte allmählich in Gefahr geraten, weil der Wortschatz der meisten Menschen, die diese Sprache nutzen (müssen), ohne sie wie eine Muttersprache erlernt zu haben, notwendigerweise beschränkt bleiben muß. Dies kann auf Dauer nicht ohne negative Rückwirkungen bleiben, selbst nicht auf diese so zeitgemäße, weil besonders reaktionsschnelle Sprache.

Mit jeder Sprache, jedem nicht mehr fügbaren Satz- und Wortumfeld gehen Gedanken und Denkweisen für künftige Generationen unwiederbringlich verloren. Laut Hoberg[5] ist

> »die Sprachenvielfalt (...) den Menschen nützlich, ja notwendig, und zwar im Hinblick auf die enge Beziehung zwischen Sprache, Denken und Wahrnehmung. Objektivierung und Fortschritt menschlichen Erkennens (werden) auch dadurch erreicht, daß Perspektiven gewechselt, sprachliche »Brillen« ausgetauscht werden können. (Es kommt dann) alles darauf an, daß die Menschheit über möglichst viele sprachliche Perspektiven verfügt, d.h. daß die semantischen Strukturen der Einzelsprachen möglichst unterschiedlich sind.«

Die gegenteilige Entwicklung würde deshalb zu

> »einer Verarmung menschlicher Erkenntnis (führen), die nicht zuletzt auch von den Englischsprechenden bedauert werden muß.«

Wir sollten uns also wieder auf die kulturemanzipatorische Funktion von Sprache, unserer eigenen Sprache besinnen, anstatt mehr und mehr Begriffsfelder mit ihres sprachgeschichtlichen Zusammenhangs beraubten Anglizismen zu besetzen und dadurch die eigenen Sprech- und Denkstrukturen ohne Not aus dem Verkehr zu ziehen, sie dadurch zu entwerten und schließlich aufzugeben.

Anmerkungen

1 Auf den sprachlichen Witz des »DDR-Fußvolkes« hat W. Thierse in nachdenklicher Weise hingewiesen (Thierse, W.: Sprich, damit ich Dich sehe, in: Deutsch als Verkehrssprache in Europa, Born, J., und Stickel, G., Hrsgg.; Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim) 1992, de Gruyter 1993).

2 vgl. z.B. Frankfurter Rundschau vom 3.4.94, Seite 9.

3 Haß, U.: Zum Beispiel: Recykeln. Sprachreport 4/87, Seite 5.

4 Hoberg, R.: Die Rolle der deutschen Sprache in Wissenschaft und Technik, DIN-Mitt. 73 (1994) 5: 329-335. Hoberg beleuchtet in diesem Zusammenhang viele von mir nur intuitiv oder gar nicht angeschnittene Fragen aus der Sicht des Germanisten (Sprachwissenschaftlers).

5 s. ebda.

Um Produkte dieser Gattung – so – weit für einen Nichtchemiker nachvollziehbar – rankten sich nicht nur Kontroversen (das »out-lawed« FCKW wurde schon erwähnt), sondern ...

Die Entwicklung von abfallarmen Verfahren ... wird sich ... nur durch weitreichende Innovationen realisieren lassen und einen »Technologie-switch« erforderlich machen.

Bestätigt sich ein durch Bioakkumulation bedingter, kontinuierlicher Anstieg der Stoffkonzentration im jeweiligen Umweltkompartiment über den »steady state« hinaus, so ist eine Anwendungsbeschränkung oder gegebenenfalls eine Produktionseinstellung zwingend erforderlich.

... die Erfahrungen von Chemieunternehmen, die sich um eine größere Offenheit nach außen bemüht haben. Aufgrund dieses Verhaltens wurden sie von Umweltschutzgruppen besonders attackiert, da dieselben hier günstigere Ansatzpunkte fanden, um ihre eigenen organisationspolitischen Zile zu verfolgen (zu den diesbezüglichen Erfahrungen von Ciba-Geigy vgl. die Casestudy im WALLSTREET JOURNAL vom ...)

Voraussetzungen dafür, daß ein inhaltlicher Risikodialog geführt werden kann, sind beispielsweise: ... die Bereitschaft zu Trade-Offs bei der Auswahl technischer Optionen ... Die .. Empfehlungen in der Risikokommunikations-Literatur sind allerdings differenziert zu beurteilen. Nur teilweise basieren sie auf empirischen Untersuchungen; in anderen Fällen handelt es sich schlicht um »Common-Sense»-Weisheiten.

... Sicherlich sind also Ansätze zur Verbesserung der Risikokommunikation kein »Deus ex machina«.

... die von der chemischen Industrie mit ihren Umweltleitlinen und ihrem Bekenntnis zum Responsible Care eingegangenen Verpflichtungen.

... daß die Verbesserung der Energie- und Materialeffizienz vieler sogenannter »clean technologies« durch eine Zunahme der Eingriffstiefe mit »high chem« und Gentechnik erzielt wird, ...

Die Wissensanforderungen sind mit am größten und mit am unerfüllbarsten bei der »an sich« ökologisch so sympathischen Leitorientierung »ökologisches Design« synthetischer Chemikalien.

Die Konzentration auf den derzeitigen mainstream, wie er durch das gegenwärtige System der Forschungsförderung erzwungen wird, ... die Pflege und Verbesserung der »fitness« von lokalen, regionalen und nationalen 'Innovationssystemen' ...

Gerade die Erkenntnis, daß bestimmte Unsicherheiten etwa hinsichtlich irreversibler oder globaler Schäden bzw. Entwicklungen nicht umgangen werden können, ist nach unserer Auffassung ein wesentliches Element des »sustainable-development»-Ansatzes.

Der NEPP spricht in diesem Zusammenhang von zwei Strängen der Umweltpolitik, dem »effect-oriented« und dem »source-oriented track« ... Der NEPP verfolgt keinen Top-down-approach, sondern setzt durch Beteiligung aller relevanten Gruppen (target groups) bei der Planentwicklung und dem -vollzug auf Kooperation ...

In gleicher Weise wie kritische Depositionsraten (critical loads) lassen sich Schwellenwerte für gasförmige Schadstoffe (critical levels) ermittteln.

Ökologen kennen die Diskussion über die »carrying capacity«.

Die Beispiele entstammen verschiedenen schriftlichen Stellungnahmen von Sachverständigen für eine öffentliche Anhörung der Enquête-Kommission »Schutz des Menschen und der Umwelt« des Deutschen Bundestages vom 7.10.1993. Auf die Angabe von Verfassernamen wird hier bewußt verzichtet.

Gerhard Stickel

Engleutsch

»Mit dem immer wachsenden Einfluß englischen Wesens mehren sich neuerdings in bedenklicher Weise die aus dem Englischen stammenden Fremdwörter. Auch in dieser Spracherscheinung treten die alten Erbfehler des deutschen Volkes wieder hervor: Überschätzung des Fremden, Mangel an Selbstgefühl, Mißachtung der eigenen Sprache.«

Diese Klage stammt nicht von einem sprachkritischen Zeitgenossen. Sie ist Teil der von Hermann Dunger verfaßten Erklärung »Wider die Engländerei in der deutschen Sprache«, die 1899 von der Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins einstimmig angenommen wurde. Nachhaltige Wirkung hat die Erklärung Dungers und haben auch andere sprachkritische sprachpflegerische Bemühungen nicht gehabt. Seit dem Kriegsende 1945 haben die Anglizismen im Deutschen, d.h. die aus dem britischen und besonders dem amerikanischen Englisch entlehnten Wörter und Wendungen, erheblich zugenommen. Genaue Vergleichszahlen gibt es nicht. Es läßt sich aber als sehr wahrscheinlich annehmen, daß Anzahl und Gebrauchshäufigkeit der Anglizismen in der Gegenwartssprache wenigstens ebenso groß sind wie die der Gallizismen, der Entlehnungen aus dem Französischen, im Deutsch des 18. und 19. Jahrhunderts. Mittlerweile werden sogar manche alte Gallizismen durch Anglizismen ersetzt, z.B. *Appartement durch Apartment, Bankier* durch *Banker, Mannequin* durch *Model, Rendezvous* durch *Date.*

Kritisiert und bekämpft werden Entlehnungen aus anderen Sprachen spätestens seit dem 17. Jahrhundert, als etwa Martin Opitz in seinem »Buch von der teutschen Poeterey« (1624, S. 24) schrieb:

> »So stehet es denn auch zum hefftigsten unsauber, wenn allerley Lateinische, Frantzösische, Spanische und Welsche wörter in den text unserer rede geflickt werden...«

Heute würde Opitz sich gegen englische und amerikanische Flickwörter wenden, gegen einen Sprachgebrauch, den zeitgenössische Sprachkritiker gelegentlich als »Engleutsch«, »Amideutsch«, »Angeldeutsch«, »Denglisch« oder »Gerlisch« bezeichnen. Solche Kampf- und Spottwörter sind in Anlehnung an den Ausdruck *franglais* gebildet, mit dem der französische Schriftsteller und Literaturprofessor René Étiemble (»Parlez-vous franglais?« 1964) die staatlichen Maßnahmen der letzten Jahrzehnte »zum Schutz der französischen Sprache« anregte. Entsprechende Sprachgesetze werden hin und wieder auch in Deutschland gefordert, in den achtziger Jahren besonders lautstark von Friedrich Fuhrmann, dem Vorsitzenden der »Gesellschaft für Kultur, Sitte und Sprache« (Sitz: Düsseldorf), von der man aber in letzter Zeit nichts mehr gehört hat.

»Sprechen Sie Engleutsch? – Eine scharfe Lanze für die deutsche Sprache« ist der Titel eines Buchs von Rudolf Lubeley, das im vorigen Jahr erschien (Isernhagen 1993), dann aber aus rechtlichen Gründen, die mit dem Thema nichts zu tun haben, wieder zurückgezogen werden mußte. Dies sind nur zwei von vielen Beispielen für die anhaltende Kritik an den Anglizismen im Deutschen. Weitere lassen sich leicht durch aufmerksame Lektüre von Leserbriefen und Sprachglossen in den Zeitungen gewinnen. Briefe mit der Aufforderung, die deutsche Sprache von der »Überschwemmung«, »Überflutung«, »Zersetzung« usw. durch Anglizismen zu schützen, treffen auch beim Institut für deutsche Sprache ein. Sie werden in der Regel beantwortet, aber wohl nicht durchweg zur Zufriedenheit der Briefschreiber.

Anders als manche Germanisten im 19. Jahrhundert und in den ersten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts halten sich die heutigen deutschen Sprachwissenschaftler in den Auseinandersetzungen über »Fremdwörter«, einschließlich der Anglizismen, im allgemeinen zurück. Für diese Enthaltsamkeit gibt es einen respektablen Grund: In dem jahrhundertelangen Konflikt zwischen sprachlicher Xenophobie und fortdauernder unbekümmerter Übernahme fremdsprachlicher Ausdrücke und Bedeutungen ging der Kampf gegen die »fremden Worte« oft auch mit einer generellen Ablehnung alles tatsächlich oder vermeintlich Fremden einher. Bekanntlich setzten die Nazis zumindest in den ersten sieben Jahren ihrer Herrschaft die tradierte Ideologie des Sprachpurismus für ihre Zwecke ein und wurden dabei auch von Vertretern der zünftigen Germanistik unterstützt. Hinzu kommt, daß die neuere Linguistik, anders als bestimmte Richtungen der Vorkriegsgermanistik, möglichst klar zwischen Sprachbeschreibung und Sprachbewertung zu unterscheiden sucht, was hier nicht weiter erörtert werden soll.

Bezeichnenderweise sind die Anglizismen im heutigen Deutsch bisher kein bevorzugtes Thema der heimischen Germanistik. Die meisten neueren wissenschaftlichen Arbeiten hierzu stammen von deutschen und österreichischen Anglisten und anglophonen Germanisten. Eine wichtige Quelle für weitere Forschungen und für fundierte kritische Auseinandersetzungen mit den Anglizismen im Deutschen wird künftig das dreibändige »Anglizismen-Wörterbuch« der Paderborner Anglisten Broder Carstensen und Ulrich Busse sein, von dem der erste Band gerade erschienen ist (Berlin/New York 1994) und die beiden anderen rasch folgen werden. Der Kölner Anglist Manfred Görlach berichtet über seine Arbeit an einem Wörterbuch der Anglizismen mehrerer europäischer Sprachen in diesem Heft des SPRACHREPORTs.

Das Institut für deutsche Sprache (IDS), das sich wiederholt an der generellen Fremdwortdiskussion beteiligt hat und in dem das auf insgesamt 12 Bände veranschlagte »Deutsche Fremdwörterbuch« neu bearbeitet wird, will sich auch in der Diskussion über die Anglizismen im Deutschen nicht abstinent verhalten. Vor jeder generellen Wertung interessiert uns als Wissenschaftler zunächst die Frage, wie es zu der bemerkenswerten Zunahme an Anglizismen überhaupt kommt, und dies angesichts der Tatsache, daß gerade die Entlehnungen aus dem amerikanischen und britischen Englisch von vielen Menschen für überflüssig, dumm oder gar gefährlich gehalten werden. Hierzu werden von Sprachkritikern, von Glossen- und Leserbriefschreibern immer wieder Thesen oder Vermutungen geäußert. Zu den abwegigen Hypothesen gehört die Auffassung, daß all die vielen englischen Wörter und Wendungen gezielt von Engländern oder Amerikanern ins Deutsche »eingeschleust« werden. Plausibel ist nur die Annahme, daß es die deutschsprachigen Menschen selber sind, die sich die Anglizismen in ihre Sprache holen bzw. die in deutschsprachigen Medien angebotenen Anglizismen gerne in ihren Sprachgebrauch übernehmen. Uns interessiert, warum sie das tun.

Wir laden die Leser des SPRACHREPORTs ein, uns bei der Ermittlung von Motiven für den Gebrauch und für die Ablehnung von Anglizismen zu unterstützen. Um die Mitwirkung nicht zu aufwendig zu machen und auch um Vergleichbarkeit der Beiträge zu erreichen, bitten wir hiermit alle Leser, uns mit einer kurzen Erläuterung Beispiele für Anglizismen mitzuteilen,

a) die ihnen als nützlich und passend erscheinen und solchen,
b) die sie für überflüssig oder sogar schädlich halten.

Wichtig ist für uns besonders die Bewertung neuer Anglizismen. Alte Entlehnungen wie *Film, Keks, Pudding* oder *Sport,* deren Herkunft vielen Menschen gar nicht bekannt ist, sollten in diesem Zusammenhang nicht behandelt werden. Um selbst Beispiele zu riskieren: a) Ich finde das Wort *Chip* als Bezeichnung für die kleinen Siliziumplättchen mit integriertenSchaltungen, die als Bausteine für Computer (sic!) verwendet werden, besonders nützlich und passend. b) Durch die Bezeichnungen *Dress-Hemd* und *City-Shirt*, unter denen mir im Kaufhaus bestimmte Arten von Oberhemden angeboten werden, fühle ich mich von Herstellern und/oder Verkäufern veralbert. Hinzu kommt, daß solche Hemden meist teurer sind als andere. Mit dem Wort *Chip* gehe ich deshalb ungezwungen um; *Dress-Hemden* oder *City-Shirts* kaufe ich nicht oder allenfalls in akutem Bekleidungsnotstand.

Der Autor ist Direktor des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim.

Manfred Görlach

Ein neues Wörterbuch – The Usage Dictionary of Anglicisms in Selected European Languages (UDASEL)

Das Englische hat sich besonders nach 1945 in einem Maße als Zweitsprache durchgesetzt wie keine andere Sprache in der Weltgeschichte. Daneben ist sein Einfluß auch auf die Einzelsprachen erheblich gewachsen, besonders in Form von Lehnwörtern. Anders als es die oft sehr gereizten Reaktionen vermuten ließen, steht dieser Einfluß (z.B. im Deutschen) aber hinter dem Wortschatz französischer und lateinisch-griechischer Herkunft weit zurück: die ausgelöste Fremdworthatz ist (noch) Ausdruck allergischer Überempfindlichkeit. Wenn es auch selten bis zu einer puristischen Sprachgesetzgebung wie in Frankreich kommt, so ist die Besorgnis um das sprachliche Reinheitsgebot auch in anderen Sprachräumen weit verbreitet. Wie stark ist der Einfluß auf den Wortschatz der Einzelsprachen denn nun, und wie läßt er sich – auch vergleichend – messen?

Schon vor 25 Jahren machte der niederländische Anglist Zandvoort den Voschlag, den lexikalischen Einfluß des Englischen auf die europäischen Sprachen kontrastiv darzustellen. (Er fügte hinzu, daß eine vergleichende Studie für das Französische ebenso nötig wäre). Der Gedanke wurde nie aufgegriffen, wohl auch wegen der methodischen Probleme, die solch eine Darstellung für viele Sprachen aufwirft. Nach mehrjährigen Vorbereitungen ist jetzt ein solches Projekt in Köln in Angriff genommen worden, das 1997 von Oxford University Press veröffentlicht werden soll.

Das UDASEL soll 16 (bis 20) Sprachen aus verschiedenen Sprachfamilien enthalten, aber Nahkontaktsprachen (wie das Irische, Walisische und Maltesische) ausschließen: vier germanische (Isländisch, Norwegisch, Niederländisch und Deutsch), vier slawische (Russisch, Polnisch, Kroatisch und Bulgarisch), vier romanische (Französisch, Spanisch, Italienisch und Rumänisch) und vier andere (Finnisch, Ungarisch, Albanisch und Griechisch). Diese Auswahl soll möglichst vielfältige Vergleiche des englischen Einflusses erlauben - wie verhalten sich puristische gegenüber offenen Sprachgemeinschaften, und westliche gegenüber östlichen? Wie lassen sich regionale Sonderheiten (Skandinavien, Balkan usw.) und der Einfluß von Mittlersprachen (besonders die Rolle des Französischen und Deutschen) ablesen?

Ein Wort wird in die Suchliste aufgenommen, wenn es in mindestens einer Sprache formal als englisch erkennbar ist (nach Schreibung, Lautung oder Flexion); nach dieser Aufnahme muß es für jede Sprache kommentiert werden. Dies ergibt eine Gesamtzahl von vielleicht 3000 Stichwörtern (da mit weitgehender Überlappung der Anglizismen in den Einzelsprachen zu rechnen ist und Fachwörter aus Technologie und Naturwissenschaften ausgeschlossen bleiben.)

Der Einzeleintrag ist wie folgt aufgebaut: Auf das Stichwort (in britischer Schreibung) folgen die bei Anglizismen belegten Bedeutungen. Darauf wird die Information für jede Einzelsprache (z.B. **P**(olnisch) oder **G**(Deutsch)) gegeben:

Schreibung und Aussprache (mit Angabe der Betonung), wo sie vom Englischen abweichen, Genuszuweisung und Pluralbildung bei Subst., der ungefähre Zeitpunkt, zu dem der Anglizismus üblich wurde und (ggf.) die Mittlersprache. Darauf folgen die wichtigsten Angaben: Ist das Wort Teil der betreffenden Sprache, und wie gut ist es integriert nach Häufigkeit, Stilwert und Akzeptanz? So bezeichnen:

(-) »unbekannt«, (0) bekannt, aber nicht Teil der Sprache X (z.B. dt. *Weekend*), (Ø) Exotismus (dt. *pub, public school*)

(1) in eingeschränktem Gebrauch, mit Kennbuchstaben von (1a) »archaisch« bis (1y) »Jugendsprache«

(2) »geläufig, aber formal noch als englisch erkennbar«

(3) »geläufig, aber nicht mehr als englisch erkennbar«

(4) «Lehnbedeutung eines dt. Wortes« (dt. (*Box*)-*Ring*)

(5) »das Wort stammt in Sprache X gar nicht aus dem Englischen (sondern ist heimisch oder aus dem Frz., Lat. usw.)«

Bei mehreren belegten Bedeutungen wird der Gebrauchswert getrennt angegeben. Ein Äquivalent (u.a. eine Lehnübersetzung = ct) wird genannt, wo vorhanden; dabei wird die relative Akzeptanz/Häufigkeit im Vergleich angegeben („ = <). Ableitungen werden am Schluß verzeichnet, sofern sie einzelsprachlich neu gebildet sind. Weil die Anordnung immer unter dem englischen Etymon erfolgt (mit britischer Schreibung, wo verschieden), bietet sie kein Problem – nur die Entscheidung, wo Homonyme, Ableitungen oder Komposita getrennte Einträge bekommen sollten (*Toast*[1], *Toast*[2], *toast v.*[1],*toast v.*[2], *Toaster; Sex Appeal* neben *Sex* und *Appeal* kann schwerfallen. Pseudo-Anglizismen (wie dt. *Mobbing***) werden »bestirnt«.

Besondere Schwierigkeiten ergeben sich bei zwei Arten von Wörtern. *Agenda* und *Kybernetik* sind keine Anglizismen im Deutschen, da sie keine englischen Merkmale tragen – sie mögen aber in anderen Sprachen als Anglizismen empfunden werden; die englische Herkunft von *Computer* ist im Deutschen dagegen an seiner Aussprache zu erkennen.

Die Beurteilung des Stilwerts veraltender und besonders neuer Wörter ist ein altes lexikographisches Problem. Sind *Handy, Mobbing, Peanuts, Streetball* und *Wellness* schon Teil des Deutschen? Wir haben diese Wörter aufgenommen, viele andere (nicht als deutsche Wörter gemeinte) der Werbeseiten der Tageszeitungen dagegen nicht (oder mit »0« gekennzeichnet). Zur Illustration des Problems können zwei kurze Zeitungstexte (»Airbagging«, *Frankfurter Rundschau*, 30.6.94, und (»Alles für ..« *Kölner Stadt-Anzeiger*,16.7.94) dienen – es ist derzeit noch nicht zu entscheiden, ob die dort verwendeten Wörter und die dahinterstehenden Haltungen von Dauer sein werden:

Alles für hippe Großstadt-Freaks

Englisch ist cool. „Der Modetrend des Jahres '94 heißt Workwear. Hippe Großstadt-Freaks tragen am liebsten Over-und Coveralls – natürlich alles oversized." Das jedenfalls meinen die Organisatoren der Marlboro Workwear Night, die am Freitag abend in der Halle Tor 2 stattfand. Hinter den schicken Worten verbergen sich profane Dinge wie Jeans, Klempner- und Maurer- Klamotten und Arbeiterstiefel mit Stahleinlagen aus Amerika. All das wurde – mit Musik von DJ George Morel und Survival Sounds – dem staunenden Publikum gezeigt.

Neuer Trend: Nervenkitzel »Airbagging«

STUTTGART, 29. Juni (dpa). Nervenkitzel um jeden Preis: Dafür scheint jungen Leuten offenbar keine Gefahr zu groß. Nach „Carhopping", bei dem über geparkte Autos getrampelt wird, und S-Bahn-Surfen schwappt nun aus den USA das »Airbagging« nach Deutschland über. Das Stuttgarter Magazin *auto motor sport* berichtet jetzt von Jugendlichen, die teure Autos stehlen, damit Spritztouren unternehmen und zum Schluß mit hoher Geschwindigkeit ein Hindernis rammen. Der Effekt dabei: Durch die Wucht des Aufpralls wird der Airbag des Wagens aktiviert. Das gefährliche Hobby sollen junge Menschen bereits in Hamburg, Berlin und München betreiben.

Zu *wear* findet sich schon unter; »Wear ist wear« eine Glosse vom 12.6.93, in der nicht nur die etablierten(?) *Sportwear* und *Beachwear* erscheinen, sondern auch *Softwear, Hardwear und Bundeswear.* Diese eindeutigen Sprachspielereien sind natürlich keine Wörter des »Deutschen«, ebensowenig wie die Werbung für späten Ladenschluß (»Dämmershoppen«).

Die knappe Form der Einträge erlaubt es normalerweise nicht, soziale/regionale Unterschiede in der Aussprache und Flexion zu benennen. Genauere Angaben dazu wie auch zur Wortgeschichte, mögliche Kollokationen und Zitate aus gedruckten Quellen sollten deshalb in den einzelsprachigen Anglizismenwörterbüchern nachgeschlagen werden (die natürlich für das *UDASEL* wichtige Quellen sind).

Walter de Gruyter
Berlin • New York

Syntax
Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung
An International Handbook of Contemporary Research

Zwei Halbbände - Two Volumes
Herausgegeben von/Edited by
Joachim Jacobs, Arnim von Stechow, Wolfgang Sternefeld, Theo Vennemann

1. Teilband:
27,0 x 19,0 cm. XVIII, 1029 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen. 1993. Ganzleinen DM 740,- /öS 5.772,-/sFr 699,- ISBN 3-11-009586-6
(Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft/ Handbooks of Linguistics and Communication Science/Manuels de linguistique et des sciences de communication, Band 9.1)
Darstellung aller wesentlichen Aspekte der Syntax: Dokumentation der verschiedenen Entwicklungsstränge der syntaktischen Theoriebildung von der Antike bis zur jüngsten Gegenwart, Materialien zur Ausprägung syntaktischer Phänomene in den Sprachen der Welt sowie Tendenzen der sprachhistorischen Veränderung des Satzbaus. Insgesamt 87 Artikel, Namen- und Sachregister im 2. Halbband, Bibliographien zu jedem Einzelartikel.

Kommunikation in der Stadt
Band 1: Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim

Herausgegeben von Werner Kallmeyer
23,0 x 15,5 cm. IX, 697 Seiten. Mit 1 Abbildung und 2 Karten. 1994. Gebunden DM 298,-/öS 2.325,-/sFr 284,-
ISBN 3-11-014380-1
(Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Band 4.1)
Der Band enthält eine soziolinguistische Untersuchung des sprachlichen Verhaltens von Gruppen aus unterschiedlichen städtischen Milieus. Die Beiträge analysieren die pragmatischen Regeln des Sprechens, phonologische Variationen, formelhaftes Sprechen und Ausdrucksformen der sozialen Kategorisierung anhand von transkribierten Gesprächsaufnahmen.

SABINA SCHROETER

Die Sprache der DDR im Spiegel ihrer Literatur
Studien zum DDR-typischen Wortschatz

23,0 x 15,5 cm. X, 241 Seiten. 1994.
Ganzleinen DM 130,-/öS 1.014,-/sFr 126,- ISBN 3-11-013808-5
(Sprache, Politik, Öffentlichkeit, Band 2)
Auf der Grundlage von 35 Romanen und Erzählungen der DDR-Literatur von 1949 bis 1989 wird der DDR-typische Wortschatz der deutschen Gegenwartssprache untersucht.
Die Studie möchte zur Klärung der Beziehungen zwischen Sprache und Gesellschaft bzw. Sprache und Ideologie am Beispiel der DDR beitragen.
Aus dem Inhalt: Wortbildung - Wortschatz der Nachkriegszeit - Berufs- und Personenbezeichnungen für Frauen - Komposita mit *Volk-* - Wortschatz der marxistisch-leninistischen Ideologie - Darstellung Stalins in den Romanen - Wortindex.

Preisänderungen vorbehalten

Walter de Gruyter & Co. • Postfach 30 34 21 • 10728 Berlin
Telefon: (030) 260 05-0 • Telefax: (030) 260 05-222

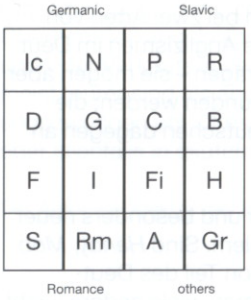
Da der Bestand der Anglizismen sich in allen Einzelsprachen schnell wandelt, soll eine »Momentaufnahme« des Standes der frühen 90er Jahre gegeben werden. Deshalb muß die Datensammlung und Bearbeitung schneller abgeschlossen sein als sonst bei Wörterbüchern üblich (also nicht nur, weil der Verlagsvertrag die Abgabe des Manuskripts bis Ende 1996 vorsieht). Zeit- und Platzvorgaben erlauben auch nicht, die Angaben auf Textkorpora zu begründen: Korpora bieten schon einzelsprachlich Probleme der Repräsentativität, die sich im mehrsprachigen Vergleich empfindlich vergrößern. Deshalb müssen Stil-/Gebrauchsangaben auf die Kompetenz der Mitarbeiter begründet werden, die üblicherweise Informanten und neuere Wörterbücher zur Absicherung heranziehen.

Die moderne Technologie wird es möglich machen, eine zweite Auflage im Abstand einiger Jahre nachfolgen zu lassen, die dann neue Anglizismen aufnimmt und damit diachronische Vergleiche für die Sprache der Gegenwart erlaubt. Es ist zu erwarten, daß die europäischen Sprachen sich aneinander annähern - Sonderentwicklungen wie die Folgen der französischen Sprachgesetzgebung nicht ausgeschlossen.

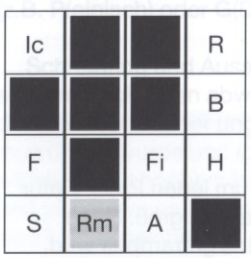
UDASEL macht Studien zum Wortschatz z.B. der Sport- oder Musiksprache nicht überflüssig; wenn die Daten computergerecht aufbereitet sind, machen sie solche Forschung in Zukunft leichter als bisher. Es ist auch zu hoffen, daß *UDASEL* so viel Anklang findet, daß Sprachwissenschaftler und sonstige Wortjäger Ergänzungen und Korrekturen einsenden. Die Daten sind schließlich auch von Bedeutung für die zweisprachige Lexikographie wegen der Hinweise auf *faux amis*; zunehmend lassen sich Anglizismen als Folge von Bedeutungswandel nicht mehr durch ihr Etymon übersetzen.

Um das Verfahren und den jetzigen Stand der Erhebungen zu verdeutlichen, folgt hier ein Probeeintrag. Dies ist der Stand vom Juni 1994 mit Angaben zu 13 Sprachen, nach Form und Inhalt noch unvollständig (dieser Entwurf liegt dem Verlag zur Begutachtung vor).

Der Autor ist Professor für Anglistik an der Universität zu Köln.



AIDS



Dabei geben die Raster die geographische Verbreitung des Wortes an (schwarz = voll etabliert, schraffiert = marginal, weiß = nicht vorhanden oder bisher noch nicht emittelt). Sprachensiglen erscheinen im Fettdruck.

n. 1>acquired immunity deficiency syndrome<

AIDS (Acquired Immune Deficiency Syndrome) was identified, and became immediately known, in the early 1980s (first attestation in English in 1982). The threat of the disease and world-wide coverage in the media made a name for it necessary within a very short time. This can be a) the borrowed acronym pronounced as a word (GDN PCr Gr) or as individual letters (I), or a replacement of an acronym based on a translation (ES-Rm; R; B; A; Gr). The phonology and >morphology< ,of *AIDS* has not allowed any derivations to be made from it, as they are recorded for new acronyms. as in F; B.

G [eidz, e:ts] **N** [U] 1983 (2) **D** [ ] C [U] (2) N also *aids* [eids, æids] M [U] 1980s (2) **F** — or (Ø)< ct *sida* M, 1982 → *sidéen* adj. **S M** (3) <? ct *SIDA/Sida,sidoso* n./adj., >Aids-sufferer<, >suffering from Aids< **I** [a-i-di-esse] M [U] (3) **Rm** [ ] M [U] (1t) < *SIDA* **R** (0), ct *SPID* M **P** [eits] M (2) **Cr** [ ] M [U] (2) **B** — ct *spin* M [U] 1980s (2t) → *-ozen* adj., *(sindrom na pridobita imunna nedostatachnost)* **A** — ct *SIDI/SIDA* **Gr** *eitz N [U]* (2) >ct *SEAA*

Sprachglosse

Drops und Strapse

von Theo Stemmler

Fremdwörtern, die sich im Englischen häuslich niederlassen wollen, wird meist ohne Hindernisse die Aufenthaltserlaubnis gewährt. Wenn Briten (oder ihre amerikanischen Vettern) etwa ihren »rucksack« schultern oder ihre Sprößlinge in den »kindergarten« schicken, zerbrechen sie sich nicht den Kopf über das grammatische Geschlecht oder die Flexion dieser deutschen Immigranten: Das Genus gibt es im Englischen längst nicht mehr - und als Pluralzeichen genügt ihnen fast immer ein -s.

Dagegen leiden wir Deutschen unter der Qual der Formenwahl, wenn es darum geht, ein englisches Wort einzubürgern: Aus drei Genera und fünf Pluralzeichen müssen wir eine Auswahl treffen, bevor wir mit dem Zugereisten ins Gespräch kommen können. Da für diese formalen Entscheidungen keine Regeln verfügbar sind, lassen sich bei den Einbürgerungsversuchen Willkür und unentschlossenes Schwanken beobachten.

Besonders deutlich wird solche Anarchie bei einigen Lehnwörtern, denen englische Pluralformen zugrundeliegen: Drops, Keks, Koks, Straps - einer semantisch nicht gerade homogenen Gruppe also.

Das Formenangebot für diese Wörter zeichnet sich durch eine verwirrende Vielfalt aus. Kurioserweise ähneln sich – nur in morphologischer Hinsicht natürlich – Drops und Keks sowie Koks und Straps.

Für die erste Gruppe lauten die Formen:

- *Singular Nominativ:* der oder das Drops/Keks,
  Genitiv: des Drops/Keks (oder Kekses),
- *Plural:* die Drops/Keks oder die Dropse/Kekse.

Und für die zweite:

- *Singular Nominativ:* der Koks/Straps,
  Genitiv: des Kokse/Strapses,
- *Plural:* die Kokse (nur für Sorten)/Strapse.

Da fragt man sich heimlich nach dem Nutzen der Flexion und schaut neidisch nach England:

Verba flectant alii,
tu, felix Anglia, gaude!

Der Autor ist Professor am Lehrstuhl Anglistik I der Universität Mannheim.

Zum Tod von Heinz Rupp

Am 8. September 1994 ist – völlig unerwartet – Heinz Rupp verstorben, von 1975 bis 1981 stellvertretender Präsident, von 1981 bis 1987 Präsident des Instituts für deutsche Sprache, dem Institut und seinen Angehörigen über lange Jahre hinweg eng verbunden.

Heinz Rupp wurde am 2. Oktober 1919 in Stuttgart geboren, promovierte 1949 an der Universität Freiburg i. Brsg. und habilitierte sich 1956 ebenda; noch im gleichen Jahr wurde er Dozent. 1958 folgte er einem Ruf auf ein Extraordinariat an der Universität Mainz, und schon ein Jahr später, 1959, berief ihn die Universität Basel auf ein Ordinariat, das er bis zur Emeritierung innehatte.

Heinz Rupp hat – wie fast alle Sprachgermanisten seiner Generation – in der »Älteren Abteilung« begonnen: Seine Dissertation behandelte »Leid und Sünde im Heliand und in Otfrids Evangelienbuch«, seine Habilitation »Deutsche religiöse Dichtungen des 11. und 12 Jahrhunderts«. Deutlich bestimmtes Arbeitsgebiet zu Beginn seines Schaffens war damit die Geschichte der deutschen Sprache und der älteren deutschen Literatur. Sehr bald aber erweiterte sich der Gegenstandsbereich: In sein Forschungsfeld bezog er nun auch die deutsche Gegenwartssprache ein, und dies mit geradezu herausfordernder Modernität: Mitte der 60er Jahre arbeitete Heinz Rupp in Basel an Problemen der Erforschung der gesprochenen Sprache der Gegenwart, zu einer Zeit, als noch kaum jemand diesen Gegenstand für forschungswürdig und erforschbar hielt.

Er bewegte sich in den etablierten Gebieten der germanistischen Linguistik, griff aber auch brisante neue Themen auf, wie die Problematik der Sprachbarrieren oder die Rechtschreibreform, und er scheute sich weder, unpopuläre Positionen zu beziehen, noch auch, seine Auffassungen über die engeren Grenzen unseres Faches hinaus in eine breite Öffentlichkeit zu tragen. Das alles begründete die breite Wirkung, die sein Schaffen ausgezeichnet hat.

In ganz besonderem Maße hat sich Heinz Rupp um das Institut für deutsche Sprache verdient gemacht. Von der ersten Stunde an, seit 1965, war er Mitglied des Wissenschaftlichen Rats. Dem Kuratorium des IDS gehörte er seit 1968 an – er war einer von denen, die die Geschichte des Instituts für deutsche Sprache von Anfang an geprägt haben, nicht zuletzt in seiner Funktion als Präsident des IDS. Von seinem Engagement in Beiräten und Kommissionen sei hier nur die langjährige Mitgliedschaft im Beirat »Grundstrukturen der deutschen Sprache« sowie in der Kommission für Rechtschreibfragen hervorgehoben; letztere hat er von 1979 bis 1981 geleitet. Fast wichtiger aber ist: Über seine Tätigkeit in Gremien und Ämtern hinaus hat er sich dem Institut stets verbunden gefühlt; er war da, wenn sein Rat und seine Aktivität gebraucht wurden, er hat mit kühlem Kopf und mit heißem Herzen verfolgt, was läuft, und hat geholfen.

Heinz Rupp hatte die große Fähigkeit, Menschen zusammenzuführen, hier hat er besonders viel bewirkt. Das gilt international – unvergessen ist die Ausrichtung des IVG-Kongresses in Basel in schwieriger politischer Situation; es gilt national – er war eine große Integrationsfigur der Sprachgermanistik an der Universität Basel und darüber hinaus in der Schweiz; und es gilt für so manches im IDS – so ist es Heinz Rupp gewesen, der – am Rande des Basler IVG-Kongresses – die Rechtschreibkommissionen aus Deutschland Ost und Deutschland West miteinander ins Gespräch gebracht hat: Von diesem Moment an wurde aus dem zuvor üblichen Neben- und nicht selten Gegeneinander der Arbeit ein Miteinander, und erst von da an hatte die Arbeit an einer Reform der deutschen Rechtschreibung Aussicht auf Erfolg.

Unser Fach – enger gefaßt – das Institut für deutsche Sprache hat mit dem Tod von Heinz Rupp einen schweren Verlust erlitten. Wir sind ihm zu großem Dank verpflichtet, und wir werden ihn nicht vergessen.

Horst Sitta

Die Reihe »Studienbibliographien« – Hilfe für die Hochschulpraxis

von Manfred W. Hellmann

Das IDS hat in den 31 Jahren seines Bestehens an die 300 Titel produziert, viele davon durchaus gewichtige, anerkannte wissenschaftliche Werke. Das ist nicht wenig. Nur im Lehrbetrieb der Hochschulen sei das IDS, so hören wir gelegentlich, nicht recht präsent: Es fehlen Arbeiten, Hilfsmittel, wie sie gerade im Seminarbetrieb auch von Studenten gekauft und genutzt werden können. Zum Beispiel Fachbibliographien. In der Tat: Die Fülle der Fachliteratur, oft weit verstreut über schwer zugängliche Zeitschriften und Sammelbände, wird auch für den Experten immer schwerer überschaubar.

Seit 1990 hat das IDS auf diese Forderung reagiert: Es gibt zusammen mit dem Julius Groos Verlag Heidelberg die Reihe »Studienbibliographien Sprachwissenschaft« heraus. Dank der Initiative von Ludger Hoffmann, dem ersten Herausgeber, erschienen bis jetzt 9 der blau-weißen Hefte:

- Bd. 1: Brütsch, Edgar/ Nussbaumer, Markus/ Sitta, Horst: *Negation* (1990)
- Bd. 2: Biere, Bernd Ulrich: *Textverstehen und Textverständlichkeit* (1991)
- Bd. 3: Dieckmann, Walther: *Sprachkritik* (1992)
- Bd. 4: Becker-Mrotzek, Michael: *Dis-*

kursforschung und Kommunikation in Institutionen (1992)

Bd. 5: Kretzenbacher, Heinz: *Wissenschaftssprache* (1992)

Bd. 6: Nerius, Dieter/ Rahnenführer, Ilse: *Orthographie* (1993)

Bd. 7: Brinker, Klaus: *Textlinguistik* (1993)

Bd. 8: Dittmann, Jürgen/ Tesak, Jürgen: *Neurolinguistik* (1993)

Bd. 9: Kinne, Michael/Schwitalla, Johannes: *Sprache im Nationalsozialismus* (1994)

Bd. 10: (im Druck) : Eichinger, Ludwig M. : *Deutsche Wortbildung* (1994)

In Vorbereitung:

(Sonderband): Hinnenkamp, Volker: *Interkulturelle Kommunikation* (1994)
Nussbaumer, Markus: *Argumentation und Argumentationstheorie* (1994)
Antos, Gerd: *Schreiben*
Földes, Czaba: *Idiomatik und Phraseologie*
Giese, Heinz B. : *Schriftspracherwerb*
Holly, Werner/Püschel, Ulrich: *Sprache im Fernsehen*
Dittmar, Norbert: *Soziolinguistik*
Peyer, Ann: *Sprache und Geschlecht*
Sanders, Willy: *Stilistik und Stiltheorie.*

Weitere Titel, u.a. zu *Fachdidaktik Deutsch, Deutsch als Fremdsprache, Sprachvergleich, Lexikologie*, sind in der Diskussion.

Die Reihe ist nach Ausstattung, Auflage (derzeit 1000) und Preis (12,80 DM für das Standard-Heft von 48 Seiten) ausdrücklich für Studierende und Lehrkräfte konzipiert. Mehr noch nach dem Inhalt: Vorwort und Benutzungsanleitung geben dem Leser die erforderlichen technischen Hinweise, eine Einführung soll das Fachgebiet übersichtlich und auch für Anfänger verständlich darstellen und gliedern; der bibliographische Hauptteil soll die wichtigste Literatur bieten, wobei auch die Erreichbarkeit der Titel für die Auswahl eine Rolle spielt; Sach-und Autorenregister erschließen den bibliographischen Teil u.a. mit Hilfe von Schlagwortsiglen, die jedem Eintrag zugeordnet sind. Auf Bewertung wird verzichtet, diese zu erarbeiten sollte Aufgabe der Lehrveranstaltung selbst sein.

Wer selbst mit oder an Auswahlbibliographien gearbeitet hat, weiß, daß eine Menge Sachkenntnis und Souveränität dazugehört, aus manchmal Tausenden von Titeln eine didaktisch optimale Auswahl zu treffen. Experten werden sich über Vorhandensein oder Fehlen einzelner Titel immer streiten können. Den Autoren gebührt jedenfalls Dank: nützlich sind die Hefte sicher – Ruhm erntet man damit kaum.

Die anfängliche strikte Begrenzung auf 48 Seiten, ohnehin bei Bd. 9 und bei dem kommenden Sonderband von V. Hinnenkamp durchbrochen, wurde inzwischen flexibilisiert: Der Heftumfang darf zwischen 40 und 60 Seiten schwanken, wobei weiterhin vom Standard-Heft von 48 Seiten auszugehen ist. Für Ausnahmefälle gibt es Sonderbände, deren Preis und Auflage allerdings gesondert kalkuliert werden.

Zu allen Heften gibt es Disketten mit den bibliographischen Daten – für PC-Besitzer eine willkommene Möglichkeit, in den Daten zu recherchieren, zu selektieren oder sie zu aktualisieren. Formale Uneinheitlichkeiten bei manchen von den Autoren gelieferten Disketten bereiten uns allerdings noch Schwierigkeiten.

Bei der Auswahl möglicher Titel für die Reihe entstehen, je mehr Hefte erscheinen, Probleme: Einige Bereiche, wie z.B. Deutsch als Lehr-und Lernsprache, sind schon relativ gut abgedeckt, was auch gelegentliche Überschneidungen nicht ausschließt; andere, wie z.B. Grammatik oder Soziolinguistik, sind bisher kaum vertreten oder erst in der Planung. Auch gibt es eine Tendenz zur thematischen Feindifferenzierung ebenso wie zur Globalisierung; erstrebenswert erscheinen dem Herausgeber am ehesten Titel aus einer fachhierarchischen »Mittellage«. Hier wäre, trotz des vorhandenen Überhangs an vereinbarten Titeln, noch Raum für interessante Angebote. Es bleibt abzuwarten, ob es gelingt, das Angebot der Autoren mit der Zielsetzung der Reihe in Einklang zu halten.

Letzten Endes hängt der Erfolg der Reihe aber davon ab, ob sie in der Hochschulpraxis »ankommt«, d.h. ob Hochschullehrer sie empfehlen und Studenten sie kaufen. Es wäre schade, wenn der mit dieser Reihe versuchte Ansatz, der linguistisch-germanistischen Hochschullehre handfeste (preiswerte) Hilfen zur Verfügung zu stellen, versandete – aus welchen Gründen auch immer.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Abteilung »Sprachentwicklung in der Gegenwart« am Institut für deutsche Sprache und ab Band 10 Herausgeber der Reihe »Studienbibliographien Sprachwissenschaft«.

Kurzinformation

Zum Stand der Bemühungen um eine Reform der deutschen Orthographie

von Klaus Heller

Die auf eine Weiterentwicklung der deutschen Orthographie gerichteten Bemühungen standen in den letzten Monaten bereits ganz im Zeichen der kommenden III. »Wiener Gespräche zur Reform der deutschen Rechtschreibung«,die vom 22. bis 24. November dieses Jahres stattfinden sollen. Erwartet wird von dieser Konferenz politischer Vertreter Deutschlands, Österreichs und der Schweiz ein Beschluß zur Einführung der »neuen« Orthographie. Wie diese aussehen wird, ließ sich in etwa den Neuregelungsvorschlägen entnehmen, die der Internationale Arbeitskreis für Orthographie schon 1992 vorgelegt hatte[1]. Sie dienten in den zurückliegenden beiden Jahren als Grundlage für die Meinungsbildung sowohl bei den offiziellen Stellen der deutschsprachigen Länder als auch in der breiten Öffentlichkeit. In überarbeiteter und um einen Wörterteil bereicherter Fassung liegen diese Vorschläge nun den politisch Verantwortlichen vor und stellen den Text dar, über den in Wien verhandelt und entschieden werden soll.

Die letzte mehrtägige Beratung des Internationalen Arbeitskreises für Orthographie sowie eine Sitzung der Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache haben im März 1994 in Mannheim stattgefunden. Gegenstand der Beratungen waren sowohl Fragen des Re-

gelteils als auch der Erarbeitung des komplementären Wörterteils. In bezug auf den Regelteil wurden vor allem noch offene Teilfragen des Bereichs Groß-/Kleinschreibung besprochen, und zwar im Hinblick auf einen Vorschlag, der eine »modifizierte Großschreibung« anstrebt. Diese Variante war im Ergebnis der Bonner Anhörung vom Mai 1993 favorisiert worden, als die politische Nichtdurchsetzbarkeit der ursprünglich vorgeschlagenen Substantivkleinschreibung konstatiert wurde.

Sodann ging es um Fragen der Herstellung des Wörterteils, dessen Rohfassung – eine systematischen Gesichtspunkten folgende Basisliste mit etwa 13.000 Einträgen – im Institut für deutsche Sprache erarbeitet worden war und zu dieser Beratung vorgelegt werden konnte. An dieser Arbeitstagung des Internationalen Arbeitskreises nahm zeitweilig auch je ein Regierungsvertreter der Schweiz, Österreichs und der Bundesrepublik Deutschland teil, so daß Verfahrensfragen besprochen werden konnten.

Seitdem sind zum einen die zahlreichen Hinweise und Anregungen, die den Regelteil betrafen, geprüft und eingearbeitet worden, zum anderen wurde die im März vorgelegte Rohfassung der Wörterliste mehreren Arbeitsgängen unterworfen. Diese wurden von der Arbeitsstelle Graphie und Orthographie am Institut für deutsche Sprache in Mannheim koordiniert und betrafen einerseits die Straffung der Liste unter dem Gesichtspunkt von Zentrum und Peripherie (u.a. Streichung umgangssprachlicher Lemmata, fremdsprachiger Zitatwörter und spezieller Fachlexik), andererseits aber auch ihre Ergänzung durch ausgewählte (in der Schweiz bzw. in Österreich als hochsprachlich empfundene) Helvetismen und Austriazismen. Darüber hinaus wurden alle Schreibungen berücksichtigt und markiert, die nach den vorliegenden Reformvorschlägen gegenüber der letzten Ausgabe der Duden-Rechtschreibung eine Änderung aufweisen.

Hiervon macht lediglich die Groß-/Kleinschreibung eine Ausnahme, da im Hinblick auf eine modifizierte Großschreibung bei Substantivierungen und Desubstantivierungen - einem relativ kleinen, aber kompliziert zu regelnden Teilbereich – noch keine allseitig befriedigende Lösung gefunden ist. Noch vor der Wiener Konferenz wird dazu eine weitere Zusammenkunft der beteiligten Experten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz stattfinden, die das Ziel verfolgen soll, noch vor Wien auch in den letzten strittigen Fragen eine Übereinkunft zu erzielen.

Nach den III.Wiener Gesprächen wird an dieser Stelle ausführlicher zu berichten sein.

Literaturhinweis

1 Deutsche Rechtschreibung. Vorschläge zu ihrer Neuregelung. Gunter Narr Verlag Tübingen 1992. Vgl. auch ausführlich dazu W. Mentrup, Wo liegt eigentlich der Fehler? Zur Rechtschreibreform und zu ihren Hintergründen. Ernst Klett Schulbuchverlag Stuttgart usw. 1993.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Arbeitsstelle »Graphie und Orthographie« am Institut für deutsche Sprache.

Sprachglosse

Wo leben Sie denn?

von Roland Kaehlbrandt

In der 99. Sitzung des Deutschen Bundestages fragte der Abgeordnete Siegfried Hornung (CDU/CSU) die Abgeordnete Dr. Barbara Höll (PDS/Linke Liste): »Wo leben Sie denn?« Natürlich meinte der Abgeordnete Hornung nicht den Wohnsitz der Abgeordneten Dr. Höll. Des Abgeordneten Frage war, in der Tradition des Zwischenrufes stehend, eine Provokation. Sie zielte darauf ab, den Wirklichkeitssinn der politischen Gegnerin zu bezweifeln, ihr die Fähigkeit abzusprechen, über die gegenwärtige deutsche Gesellschaft zu urteilen.

Und wenn Ihnen heute dieselbe Frage gestellt würde? Wer wüßte schon die richtige Antwort zu geben? Denn noch nie war die Auswahl so groß.

Sieht ein deutsches Nachrichtenmagazin die *Vorwurfsgesellschaft* am Werk, so sprechen andere von der *Verantwortungsgesellschaft*. Aber vielleicht ist das kein Gegensatz: Die Verantwortungsvollen (oder sind die Verantwortlichen gemeint?) leben davon, daß sie den Verantwortungslosen ihr Verhalten zum Vorwurf machen. Oder auch so: Da Verantwortungsvolle zur Selbstgerechtigkeit neigen und Verantwortungslose ihr Verhalten ohnehin nicht als verantwortungslos erkennen, werfen sich beide Parteien Verantwortungslosigkeit vor oder rühmen sich des eigenen Verantwortungsgefühls. Jedenfalls scheint *Vorwurfsgesellschaft* plausibel.

Aber kaum stellt man sich die Deutschen als Vorwurfsvolle in ihrem gesellschaftlichen Sein schlechthin vor, da wirft schon jemand die *Federkissengesellschaft* in die Debatte, der ein anderer vehement die *Ellenbogengesellschaft* entgegensetzt. Was nun? Vielleicht ruhen die Verantwortungsvollen vorwurfsvoll auf den Federkissen ihrer Selbstgerechtigkeit, die Verantwortungslosen aber bedienen sich ihrer Ellenbogen? Oder ruhen vielmehr Ellenbogen auf Federkissen? Wie hängt dies alles zusammen? Zumal jüngst ein Soziologe den Begriff der *Erlebnisgesellschaft* geprägt hat und Verkehrsplaner auch von der *Staugesellschaft* sprechen. Erlebnis im Stau? Verantwortungslose, die auf der ellenbogenorientierten Jagd nach Erlebnissen dahinrasen, während Verantwortungsvolle vorwurfsvoll auf Federkissen ruhend im Stau dahindümpeln?

Vielleicht liegt die Erklärung in den konkurrierenden Bezeichnungen *Freizeitgesellschaft* und *Leistungsgesellschaft* begründet. Denn Freizeitgestaltung erfordert Verantwortungsbewußtsein, Leistung aber erfordert Ellenbogen. Doch ist beides unter einem Dach zu haben? Provoziert die *Risikogesellschaft* der erlebnishungrigen, verantwortungslosen und leistungsorientierten Ellenbogen nicht wie von selbst die *Protestgesellschaft* der freizeitorientierten, vorwurfsvollen, verantwortungsvollen und im Stau sich langweilenden Federkissen? Gleichviel! In einer *Anspruchsgesellschaft* leben sie alle. Denn da die *Informations-Kommunikations-* und *Mediengesellschaft*

die *Konsumgesellschaft* gern über alle gegenseitigen Vorwürfe informiert, entsteht daraus die *Anspruchsgesellschaft,* die zu einer *Wegwerfgesellschaft* mutiert, sobald ihre Ansprüche erfüllt sind. Dies bringt hinwiederum die *Versorgungsgesellschaft* hervor.

Ohne Tucholskys Pauschalurteil zuzustimmen, demzufolge »Soziologie der Mißbrauch einer zu diesem Zweck erfundenen Terminologie« ist, liegt doch die Absurdität des dargestellten Begriffspluralismus auf der Hand. Erschreckend daran ist die rücksichtslos auf einen Aspekt verengte Aussage der Begriffe, die gleichwohl eine komplexe soziale Wirklichkeit – immerhin die der heutigen deutschen Gesellschaft – zu erfassen vorgeben. Sind alle Probleme gelöst, wenn deutsche Kraftfahrer nicht mehr im Stau stehen? Sind die Deutschen glücklich, wenn sie aufhören, einander Vorwürfe zu machen? (Das sicherlich nicht!). Leben auch Arbeitslose in einer *Federkissen-* oder *Erlebnisgesellschaft?* Sind alle Deutschen von morgens bis abends auf dem »communication highway« der Informationsgesellschaft unterwegs?

Die Neigung, Partikularinteressen, Begleiterscheinungen und Einzelfällen mittels des Attributs *-gesellschaft* die Weihen der Repräsentativität zu verleihen, zeugt von einem verbreiteten Autismus, in dessen sektiererisch verengtem Blickfeld die eigene Lage prompt zur allgemeinen deklariert wird. Diese Sichtweise kann beliebig viele kurzlebige Blüten treiben. Wagen wir einige Prognosen für die kommenden Monate: Wahlzettelgesellschaft, Stattgesellschaft, Anti-Auto-Gesellschaft, Stagnationsgesellschaft, Problemgesellschaft, Talk-Gesellschaft, Quotengesellschaft.

Die Abgeordnete Dr. Höll war gut beraten. Sie hat auf die Frage des Abgeordneten Hornung nicht geantwortet.

Der Autor ist Leiter »PR und Kommunikation« bei der Bertelsmann-Stiftung, Gütersloh.

Neue Bücher

Jacobs, Joachim: Kontra Valenz. – Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag 1994. – 78 S. (Fokus. 12) 21,90 DM

Johnston, David: J. L. Austin on truth and meaning. – Ann Arbor: University Microfilms International 1994. – 193 S. $ 55,–

Lafont, Cristina: Sprache und Welterschließung: Zur linguistischen Wende der Hermeneutik Heideggers. – Frankfurt/M.: Suhrkamp, Universität/IDF 1993. – 74 S. (Arbeiten aus dem Sonderforschungsbereich 245 „Sprache und Situation" Heidelberg/Mannheim; 60/1993)

Sternemann, Reinhard (Hrsg.): Bopp-Symposium 1992 der Humboldt-Universität zu Berlin: Akten der Konferenz vom 24. 3. – 26. 3. 1992 aus Anlaß von Franz Bopps zweihundertjährigem Geburtstag am 14. 9. 1991 Heidelberg: Winter 1994. – IX, 313 S. (Indogermanische Bibliothek: Reihe 3, Untersuchungen) 68,00 DM

SPRACHE HAT UNS WAS ZU SAGEN!

Deshalb

IDS **SPRACH REPORT** P 20157 F

Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache

Reden Sie mit! Per Abonnement:

SPRACHREPORT erscheint vierteljährlich. Ein Jahresabonnement kostet 16,– DM einschließlich Porto.

Ich abonniere die Zeitschrift SPRACHREPORT ab Heft _____ /95. Dieses Abonnement kann ich frühestens nach Ablauf eines Jahres kündigen. Es verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn ich die Kündigung nicht 2 Monate vor Ablauf des Abonnements schriftlich mitteile.

Vor- und Zuname: _____

Adresse: _____

_____

Datum: _____ 1. Unterschrift: _____

Die Rechnung wird an die oben genannte Adresse zugestellt. Ich kann dieses Abonnement eine Woche nach Erhalt des ersten Heftes schriftlich widerrufen. Ich bestätige durch meine 2. Unterschrift, daß ich mein Widerrufsrecht zur Kenntnis genommen habe.

Datum: _____ 2. Unterschrift: _____

An: Institut für deutsche Sprache, – Sprachreport –, Postfach 10 16 21, 68 016 Mannheim